

# Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, März 1926

Heft 12

## Die Sicherung der Eisenbahnen

Von W. Becker, Siemensstadt

### II. Teil

Die Entwicklung des Eisenbahnsicherungswesens bis zum mechanischen Stellwert

Noch in demselben Jahre 1871 aber ging Frischen in der Abhängigkeit zwischen Blockfeld und Signal noch weiter. Er legte die Bedienung des Signals, die bisher von Hand noch an Ort und Stelle erfolgte, jetzt als Fernbedienung unter das Blockfeld, indem er die Bewegung des Signalhebels zuerst durch Ketten auf das Signal übertrug. Die Ausführung dieses Signalhebels erfolgte in der Form von Konsolwinden (s. Abb. 8), die unter dem Blockapparat angebracht wurden. Diese Anwendung ermöglichte Frischen die Schaffung einer neuen Abhängigkeit des Signalhebels von der Stellung des Blockfeldes. Er brachte an den Blockfeldern besondere Verschlusseinrichtungen, die Riegelstangen, an, die in der geblockten Stellung des Blockfeldes den Signalhebel verschlossen, d. h. wenn das Feld im Fenster „Gesperret“ zeigte. So ist 1871 schon das Siemenssche Wechselstromblockfeld zu einem wirklichen Blockverschuß geworden (Abb. 9). Dieser Vervollständigung insbesondere verdankt das Blockfeld seine Bedeutung für die heutige Sicherung unserer sämtlichen Bahnhöfe und Strecken.

Damit war das erste mechanische Stellwerk geschaffen und die Firma Siemens & Halske in ein Gebiet übergegangen, das ihrer eigentlichen Wesensart als Elektrizitätsfirma etwas fremd war. Trotzdem sind die noch heute im mechanischen Stellwerk allgemein vorgeschriebenen wesentlichen Einrichtungen zum großen Teil ihrer Werkstatt entsprungen, wie die weiteren Ausführungen im einzelnen zeigen werden.

Im Frischenschen Weichen- und Signalbahnhofs-zentralapparat wurde die Fernbedienung der Signale und Weichen eines Bahnhofs von einer Zentralstelle,

aus mit Drahtzugübertragung zum ersten Male durchgeführt. Erst nach jahrelangen Versuchen, zu denen die ersten Stahl- und Drahtwerke Deutschlands herangezogen wurden, gelang es Siemens, die Widerstände, die ihm die sonst vorgeschlagenen Systeme mit Gestänge- und Kettenverbindungen zwischen dem Stellapparat einerseits und den Signalen und Weichen andererseits entgegensetzten, zu überwinden. Bei diesen Bemühungen kam der Firma der Umstand zugute, daß diese Stahlwerke für die Lieferungen für die großen indo-europäischen Überlandtelegraphenlinien durch Siemens & Halske ohnehin stark beschäftigt waren und sich daher zu den kostspieligen und nicht einfachen Versuchen bereit erklärten. So gelang es denn, mit ihrer Hilfe den Gedanken des doppelten Drahtzuges für die Stellung der Signale und Weichen durchzusetzen. Daß dieser Gedanke aber der einzig richtige war, zeigt seine noch heute im deutschen mechanischen Einheitsstellwerk vorgeschriebene Verwendung (Abb. 10).

Die so eingeführte zentrale Weichenstellung führte Frischen auch in demselben Jahr 1873 zur Einführung des Fahrstraßenhebels. Durch diesen besonders in das Stellwerk eingebauten Hebel wird ein Schieber aus Flach-eisen, der Fahrstraßenschieber, der 1871 schon zum ersten Male ausae-

führt wurde, bewegt. Dieser verschließt die Hebel für alle für eine Fahrstraße im Bahnhof in Frage kommenden Weichen, Gleissperren usw. in der hierfür erforderlichen Stellung. Der Signalhebel ist von dem für seine Fahrt geltenden Fahrstraßenschieber derartig in Abhängigkeit gebracht, daß er erst in die Fahrstellung umgelegt werden kann, wenn der Fahrstraßen-

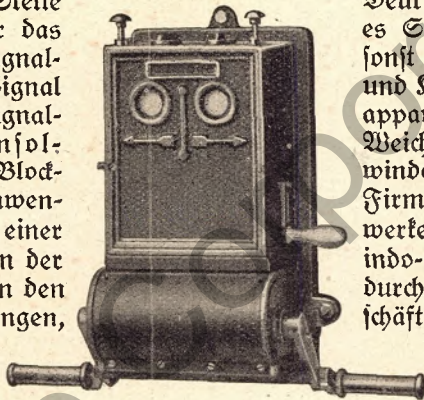


Abb. 8  
Blockapparat mit  
Konsolwinde

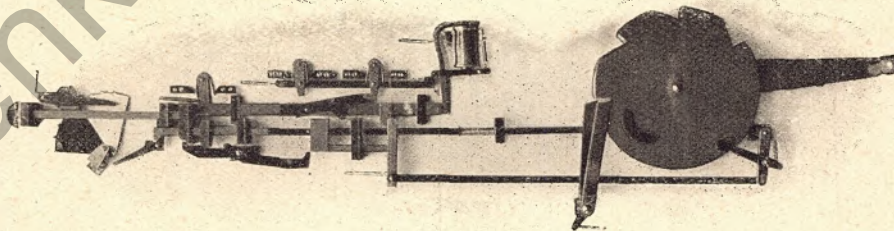


Abb. 9  
Blockverschuß eines Signalhebels durch ein Blockfeld

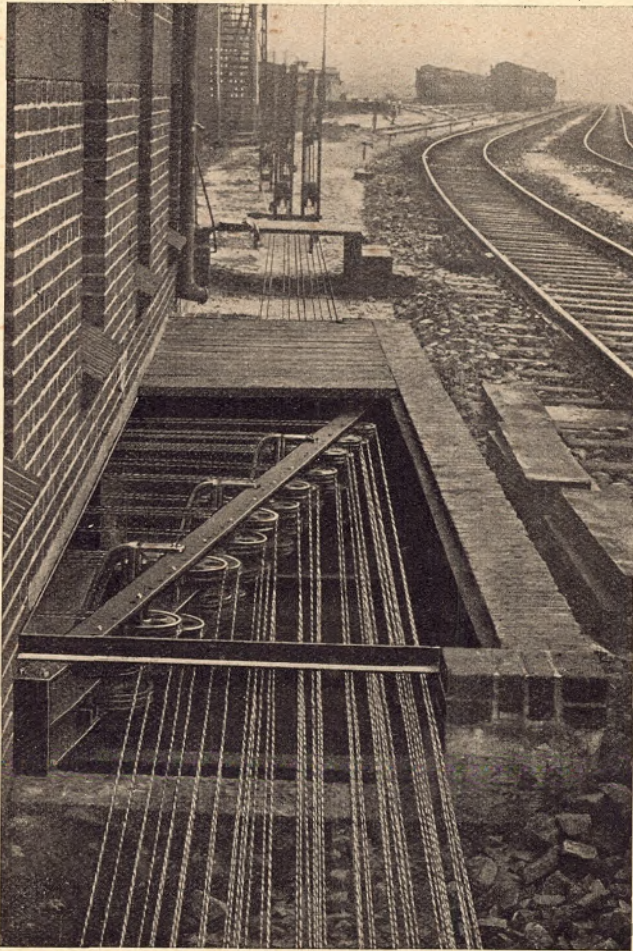


Abb. 10  
Drahtumlenkungen in einem neueren  
mechanischen Stellwerk

hebel für die Fahrt richtig steht (s. Abb. 11) und in dieser Stellung durch den Fahrstraßenschieber alle Weichen, Gleisperren usw. in der richtigen Lage festgelegt hat. Diese Abhängigkeiten werden erreicht durch entsprechende

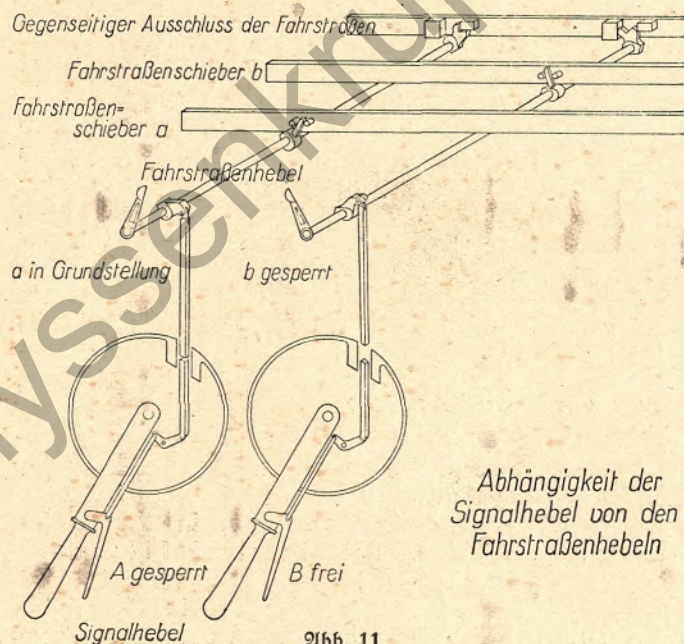


Abb. 11

Verschlußstücke an dem Fahrstraßenschieber. Durch diese Einrichtungen ist es ausgeschlossen, einem Zug schon durch Signalgebung eine Fahrt zu gestatten, für die die Fahrstraße noch nicht richtig eingestellt ist. Zur Fahrstraße eines Zuges gehören aber nicht nur die von ihm selbst befahrenen Weichen, sondern auch die, die seine Fahrt gefährden könnten, die feindlichen Weichen. Auch deren Stellhebel muß der Fahrstraßenschieber so verschließen, daß eine Lokomotivfahrt, eine andere Zugfahrt oder ein irgendwie in Bewegung kommender Wagen die Zugfahrt nicht gefährden kann. Zu welchen furchtbaren Folgen die Unterlassung solcher Maßnahmen führen kann, hat das Eisenbahnunglück in Bellinzona (Schweiz) gezeigt. Vom Jahre 1880 an wurden die Fahrstraßenschieber von Siemens am Stellwerk in einen besonderen Kasten, den Schieberkasten (Abb. 12) eingebaut. Daß dieser Weg der Fahrstraßensicherung, der 1873 schon von Carl Frischen besritten wurde, richtig war, beweist die Tatsache, daß sie heute noch in dieser Form ein unentbehrlicher Bestandteil mechanischer Stellwerke ist.

Die sich aus diesen mechanischen Abhängigkeiten ergebenden Konstruktionen mußten nun aber sehr kräftig gehalten sein, da der Beamte, der an dem langen Hebelarm des Stellhebels angriff, auf sie eine starke Kraft ausüben konnte. Da die Firma Siemens & Halske, die als Firma der Elektrizitätsbranche mehr den feinmechanischen als den grobmechanischen Betrieben nahestand, dies als einen Übelstand empfand, so führte sie 1882 an den Stellhebeln die Handfalle mit Federwirkung ein (Abb. 13).

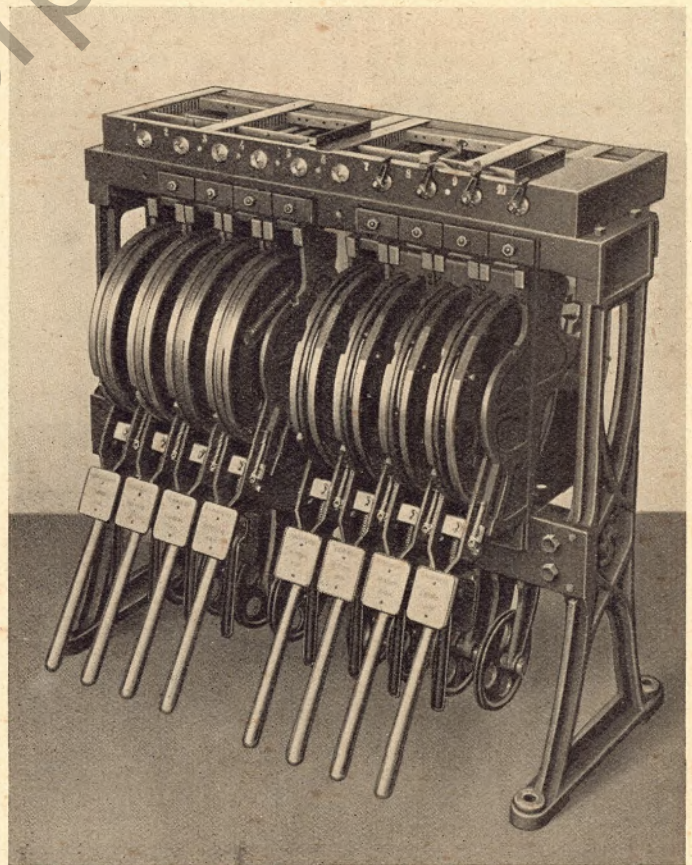


Abb. 12  
Schieberkasten über dem Hebelwerk eines  
Siemensschen mechanischen Stellwerkes  
(Blockkasten abgenommen)

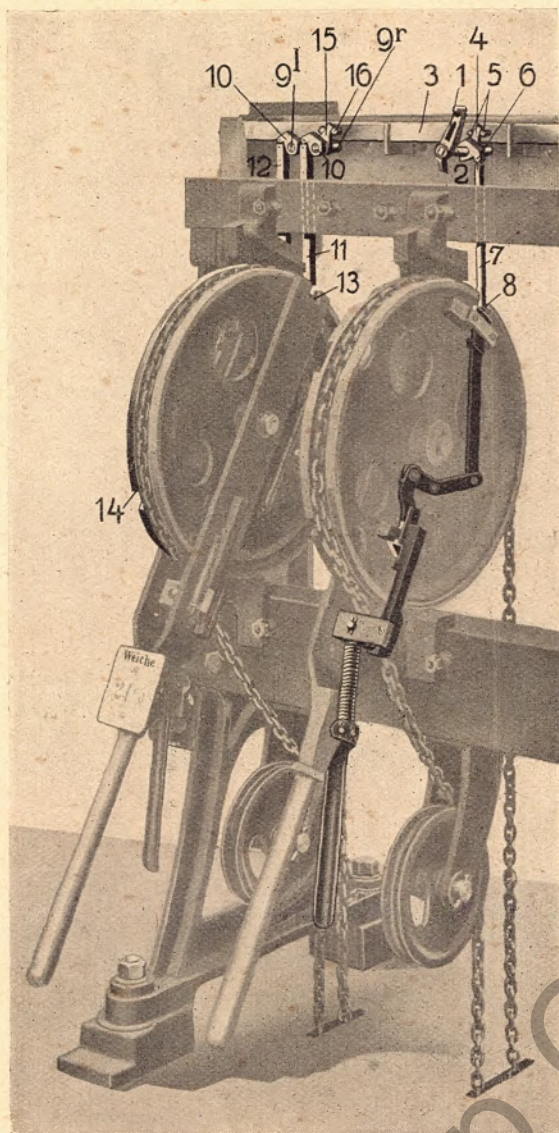


Abb. 13  
Wirkung der Handfalle  
am Stellhebel

Diese, die im Ruhezustand durch Federkraft vom Stellhebelschaft abgezogen wird, muß der Wärter, ehe er seinen Stellhebel überhaupt bewegen kann, mit der Hand fest an den Hebelgriff andrücken. Erst dadurch wird eine Sperrung des Stellhebels beseitigt. Siemens sperrte nun einfach diese federnde Handfalle in der Ruhestellung durch die Verschlussstücke am nicht bewegten Fahrstrassenschieber und gab sie erst durch dessen Umstellung durch den Fahrstrassenhebel zum Andrücken frei. Hierdurch erzielte er eine bedeutend leichtere Konstruktion, da auf die Handfalle und damit auch die Verschlusseinrichtungen nur die Handkraft des Wärters, nicht mehr seine ganze Körperkraft

XII/3

wirken konnte. Die heutige allgemeine Verwendung der federnden Handfalle mit Verschlusswirkung bei den Stellhebeln mechanischer Stellwerke zeigt, daß der Weg richtig war.

THE RAILWAY ENGINEER.

## WESTINGHOUSE MECHANICAL SIGNALLING APPARATUS

### 1924 TYPE A-2 LOCKING FRAME

IMPROVED PATTERN.

Long and easy draught, giving greater power.

Catch handle locking of simple design.

Adjustment in catch rod allows locking to be easily set.

Locking alterations can be made without dismantling or putting levers out of service.

Levers interchangeable, and provision made for adding levers without alteration to frame.

AND MANY OTHER DESIRABLE FEATURES.



1924 A-2 Locking Frame.

### THE DOUBLE WIRE SYSTEM OF SIGNALLING.

□ □ □

The cheapest form of mechanical signalling, both in first cost and maintenance.

□ □ □

Automatic compensation facilitated.

Signals definitely pulled to "danger."

□ □ □

Points and signals can be operated from a greater distance than by any other mechanical system.



Three-Position Mechanical Signalling becomes a practical proposition.

Abb. 15

Anzeigenseite aus der Oktobernummer des  
„THE RAILWAY ENGINEER“

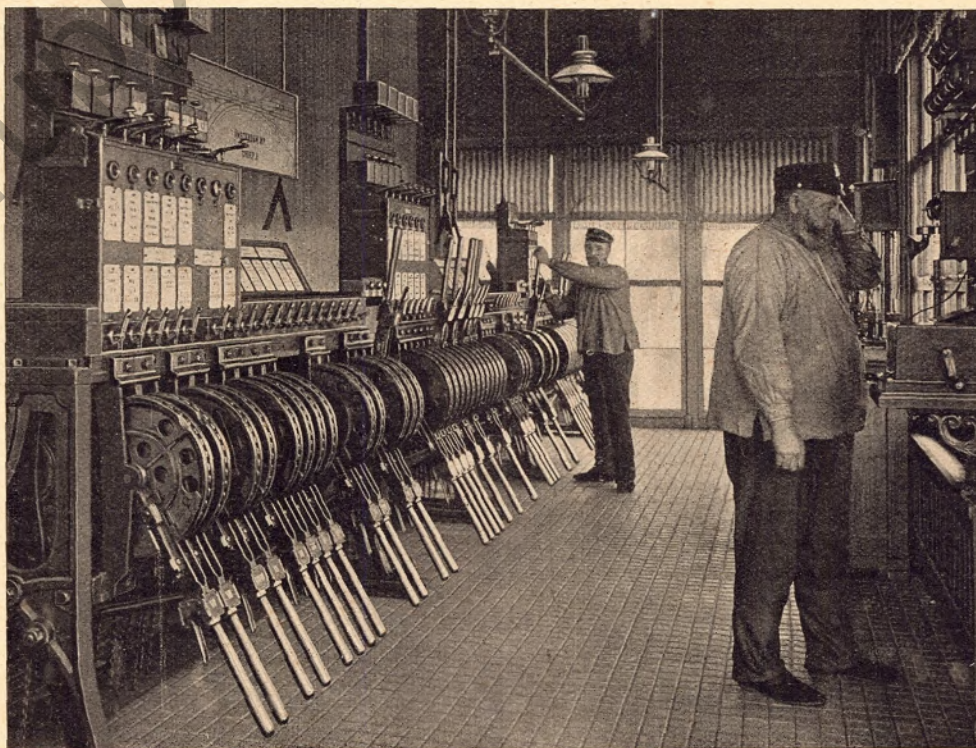


Abb. 14. Siemensches Stellwerk in Holland

Wie diese Ausführung der federnden Handsfalle schon zeigt, legte die Firma Siemens & Halske auch bei ihren Konstruktionen für mechanische Stellwerke, die sie stets in engem Zusammenhange mit dem Block, der noch in einem späteren Abschnitt eingehend besprochen werden soll, vornahm, großen Wert auf eine leichte und gefällige Bauart. Andere Firmen ließen diese, wie ein Blick in die Verkehrsmuseen in Berlin und Nürnberg sowie in das Deutsche Museum in München bestätigen wird, häufig stark vermissen. Dadurch, daß Siemens die Signal- und Weichenstellhebel der leichteren Schaffung der Abhängigkeiten wegen unter dem Block anordnete, sparte er bedeutend an Platz und erreichte eine bequemere Einwirkung des Blockes auf das Hebelwerk (s. Abb. 14). Wenn trotzdem bei der Einführung des Einheitsystems für mechanische Stellwerke in Preußen in der Hauptsache andere Systeme, wie das Jüdel'sche, zugrunde gelegt wurden, so liegt das daran, daß die Firma Siemens selbst als Elektrizitätsfirma, die sie stets in erster Linie blieb, den Bau mechanischer Stellwerke mit den vielen grobmechanischen Arbeiten schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts als nebensächlich betrachtete. Ihr standen andere größere Aufgaben bevor in der Weiterentwicklung des Siemens'schen Blockes, der ständig mehr zunehmenden elektrischen Nebeneinrichtungen für mechanische Stellwerke und endlich besonders der Entwicklung des elektrischen Stellwerkes, dessen Fabrikation sie in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als erste Firma der Welt aufgenommen hatte. Diese mehr in ihr Sondergebiet fallenden Aufgaben nahmen schon seit 1890

ihre Kräfte voll in Anspruch. Noch heute tritt aber häufig im Auslande eine Vorliebe für das Siemens'sche mechanische Stellwerk wegen seiner Gefälligkeit, Handlichkeit und des geringen Platzbedarfes stark hervor. So führt Siemens für dieses auch heute noch häufig mechanische Stellwerke seiner Bauart aus.

Für das, was die Firma Siemens & Halske nach den vorstehenden Ausführungen schon vor Jahrzehnten geleistet hat, ist es bezeichnend, daß man im Mutterlande der Eisenbahnen, England, erst jetzt den in Deutschland längst allgemein eingeführten Einrichtungen nähertritt. Abb. 15 zeigt eine Anzeigenseite aus der vorjährigen Oktobernummer des „The Railway Engineer“. Dort wird von der Stellwerktype von 1924 (verbesserte Bauart) alles das als epochemachender Fortschritt aufgeführt. Verschlußänderungen, Auswechseln und Hinzufügen von Stellhebeln kann sogar geschehen, ohne das Stellwerk ganz außer Betrieb zu setzen. Der Höhepunkt ist aber jetzt bei Westinghouse „The double wire system of signalling“, d. h. der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Siemens & Halske durchgekämpfte „Doppelte Signaldrahtzug“. „Er ist die wohlfeilste Form der mechanischen Signalstellung, sowohl in der Anlage als Unterhaltung. Das Signal wird dabei endgültig in die Haltstellung mitgenommen. Weichen und Signale können auf eine größere Entfernung gestellt werden als bei jedem anderen System.“ Diese Ausführungen aus ersten englischen Fachkreisen geben unserer deutschen Arbeit ein treffliches Zeugnis.

## Zur Geschichte der deutschen Drahtwalzwerke

Von H. F. Thomée, Werdohl i. W.

Den politischen Umwälzungen gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts folgten nicht minder bedeutsame wirtschaftliche und technische Veränderungen. Die Dampfmaschine begann ihren Siegeslauf: das Zeitalter der maschinellen Eisenherstellung und Verarbeitung zog herauf, und u. a. führte das Thomas- und Bessemerverfahren auf neue Wege der Stahlgewinnung in großen Mengen. Wir stehen an der Schwelle des eisernen Jahrhunderts, das heute mehr und mehr ein elektrisches wird.

Nach alten und herkömmlichen Verfahren hatte man bislang in der Grafschaft Mark und in den angrenzenden Gebieten den Draht aus vorgereckten Stäben ausgeschmiedet und dann, nach zeitraubender und kostspieliger, auch mühseliger Vorarbeit gezogen. Die heute vor dem Zug übliche Herstellung eines Rohdrahtes, des Walzdrahtes, war gänzlich unbekannt. Aber die Erzeugung nach der alten Weise hinkte hinter neuen Verfahren her, die man in England gefunden hatte. Nur im Kostensatz war man dem Ausland weit voraus. Die ersten Drahtwalzwerke waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts in England aufgetaucht. Auch sie hatten allerdings schon Vorläufer: 1766 nahm der Engländer Purnell ein Patent auf ein Walzwerk. 1777 trat Fleur mit einer Beschreibung eines Walzwerks an die Öffentlichkeit. Nach seinen Mitteilungen stellte er auf seinem Werk bereits seit 20 Jahren gewalzte Drähte her. Nach 1800 wurden dann der Walzwerke immer mehr.

Ganz so rasch kam man indessen nicht vom Fleck, wie diese kurze Zusammenfassung vermuten lassen könnte.

Als man das Prinzip der Walze zum Dehnen und Strecken von Eisen erst einmal erkannt hatte, war auch das einfachste Drahtwalzwerk noch nicht geschaffen.

Der Kreis Altena hat jedenfalls großen Anteil an der Überführung der Industrie aus der alten Betriebsart in die neue.

Die Walzwerke hatten ihren Vorgänger in den Blechwalzen. Das erste Werk dieser Art auf dem europäischen Festland wurde 1789 von dem um die märkische Industrie hochverdienten Landrichter Göde aus Altena in Elverlingsen errichtet. 1777 nahm er den ersten Plattenhammer in der Mark in Betrieb, den er später umbaute. So konnte er im vorgenannten Jahr die erste Schwarzblechcharge abwalzen. Den Plattenhämmer des Bezirks Olpe war jetzt ein gefährlicher Nebenbuhler entstanden. Bereits in der Zwischenzeit, im Jahre 1780, hatte sich Göde mit dem Problem der Eisenwalzung befaßt. Auf dem Gefälle eines verlassenen Kupferbergwerks Caroline in der Rahmede richtete er einen Walzbetrieb ein, ohne indessen damit recht vom Fleck zu kommen. Die Schwierigkeiten, geeignetes Rohmaterial für das Walzeisen der Anlage zu beschaffen, waren noch zu groß.

Der nächste Schritt, das Walzverfahren für die Herstellung von Draht zu benutzen, wurde erst 1817 getan, als Göde und sein inzwischen eingetretener Teilhaber Aldehoff mit staatlicher Beihilfe das Elverlingser Blechwalzwerk in ein solches für Draht umbauten.

Dieser Weg zum reinen Drahtwalzwerk führte allerdings noch über eine Zwischenstufe: die von Hand aus den Osemundstäben kantig zum Drahtzug vorge schmied-

deten Ruthen (Reckdraht) suchte man vorher schon durch ein primitives Walzverfahren etwas weiter zu strecken und für den Zug in eine geeignetere, annähernd runde Form zu bringen.

En Alkena versuchte D. H. Rump, auf der Walze auch Stahldraht zu walzen, was ihm im kleinen auch gelang.

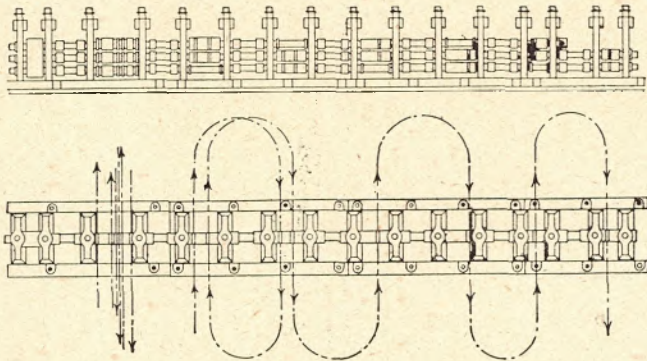


Abb. 1  
Belgische Drahtstraße

Der Geheime Oberregierungsrat Karstens ist ein wichtiger Zeuge für die Geschichte der deutschen Drahtwalzwerke. In seinem großen Handbuch (1828) über die Eisenhüttenkunde bespricht er auch ausführlich das Problem der Drahtherstellung auf der Walze. Nach einer Kritik der bisher geübten Methoden, den Draht für den Zug vorzubereiten, die er sämtlich als unvollkommen erkennt, kommt er auf das Problem der Drahtwalzung zu sprechen. Er ist zwar nicht der Vater dieser Idee, hat aber doch das Verdienst, als erster nachdrücklich darauf hingewiesen und seine Hinweise so dargestellt zu haben, daß er den Interessenten klarmachte, worauf es ankam, wieso und warum es in Zukunft nur noch durch Walzung hergestellten Draht geben dürfe. Die Idee selber war ja bereits 1817 zum erstenmal zur Tat geworden. Karstens hat mit seinem Werk der Drahtwalzung auf sein Teil mit zum Siege verholfen.

Im Wortlaut äußerte er sich: „Ungleich zweckmäßiger ist die Verfahrensart, den Draht gar nicht mehr mit Zangen zu ziehen, sondern die gröberen Drahtsorten unter kleinen Walzgerüsten zu fertigen und die feineren aus den jetzt gröberen unmittelbar auf den Leiern zu ziehen.“

Der Draht sollte fortan nicht mehr gereckt und geschmiedet, dann als vorgehämmertes Stück unter einer Walze in eine annähernde Rundform gebracht werden, sondern die Absicht ging dahin, diese Nachbearbeitung samt Vorschmieden fallen zu lassen und aus den dicken Rohstäben einen Draht, den Walzdraht, zu erzeugen. Damals war der Walzdraht das Gegenstück zu dem Schmiededraht; diesen Draht kennt man nicht mehr und wir sprechen nur noch von Walzdraht und blank gezogenem Draht.

Das Elberlinger Drahtwalzwerk war das erste, das in Deutschland in Betrieb genommen wurde. Fast gleichzeitig entstand in Eschweiler nach englischem Muster die erste vollständige Walzanlage, und sofort ging man in Elberlingen zu einer gleichen Anlage über.

Diese ersten Walzwerke bestanden aus einem Triogerüst, dessen drei Walzen alle notwendigen Kaliber besaßen, um den Osmundknüppel auf die gewünschte (und erreichbare!) Stärke herabwalzen zu können. Die Kaliberzahl konnte wegen der Walzengröße nur eine beschränkte sein. Demzufolge war die Erzeugung eines

Gerüstes auch nur gering. Die Güte des Drahtes ließ wegen der vielen Ungleichmäßigkeiten zu wünschen übrig, hervorgerufen durch die starke Temperaturabnahme des Walzgutes. Diese Temperaturabnahme erklärt sich aus der Langsamkeit, mit der die Walzung vor sich ging. Das führte die Techniker von selbst auf den Gedanken, mehrere Gerüste nebeneinander aufzustellen und die bisher auf einer Walze befindlichen Kaliber auf mehrere nebeneinander zu verteilen. Namentlich Belgien ging hier voran und so bekamen wir eine Einrichtung, die heute wohl fast jedermann bekannt ist: die Walzenstraße, in dieser Form Belgische Straße genannt. Anfangs bestand sie aus drei Gerüsten (nebeneinander) zu je drei Walzen: einem Vorgerüst für die stärkeren Stiche und zwei Fertigerüsten für die Endwalzung. Diese Linie der nebeneinander stehenden und durch Kupplungen verbundenen Gerüste wurde durch eine Maschine, ursprünglich ein Wasserrad, angetrieben; sie hatten mithin alle die gleiche Umlaufzahl. Der Vorteil der Straße gegenüber dem Einzelgerüst bestand darin, daß man eine größere Mannigfaltigkeit der Kaliber erreichte und das Vorschmieden und Recken einschränken konnte, denn die Vorwalze konnte bereits stärkere Knüppel (bis zu 40 mm Quadrat) verarbeiten.

Die gesteigerte Umlaufzahl mehrte und verbilligte die Erzeugung. Bereits bei diesen ersten Belgischen Straßen wurde der Draht in Schlangenwindungen (Schleifen) von der einen zur andern Seite geführt. Jetzt konnte man auf den Straßen auch dünnere Drähte auswalzen, so z. B. in Couvin in Belgien gegen 1840 solche von 4 und selbst 3 mm Durchmesser.

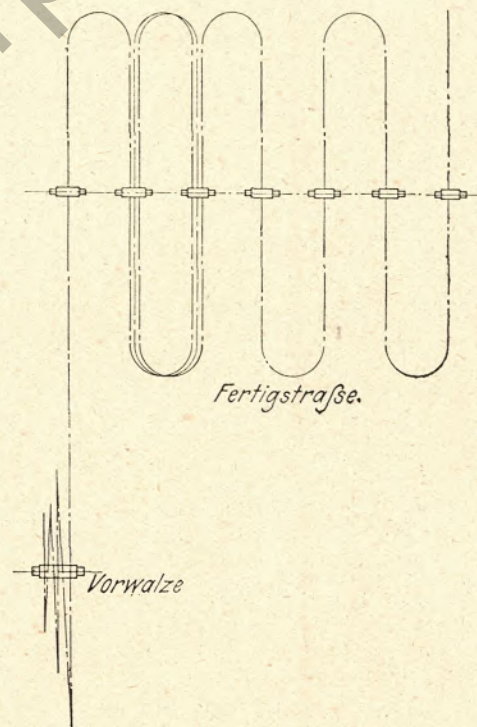


Abb. 2  
Deutsche Straße (alte Art)

Die Belgischen Straßen bürgerten sich in Deutschland schnell ein und wurden, wie es dem damaligen Stande der Technik entsprach, durch Wasserkraft angetrieben. Später kam dann die Dampfmaschine. 1851 wurde in Rodinghausen eine große Straße angelegt, die aus fünf

Gerüsten bestand. Das erste belgische Walzwerk in Deutschland überhaupt entstand, wie wir gesehen haben, 1817 in Eschweiler und in Elverlingsen.

Auch Karstens gibt uns eine genaue Beschreibung eines solchen Walzwerks. Es handelt sich um eine StraÙe belgischer Art, die nach seiner Aufzeichnung aus vier

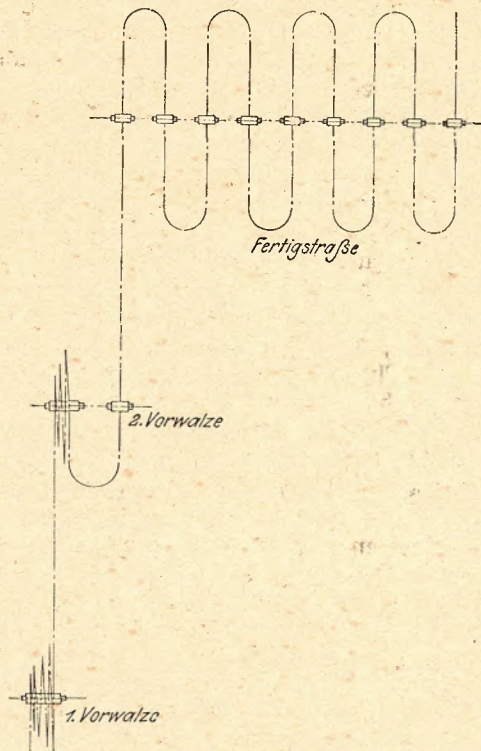


Abb. 3

Deutsche StraÙe (neuerer Art)

Gerüsten bestand, von denen das erste lediglich aus Rammwalzen bestand, um die übrigen anzutreiben. Das Triovorgerüst arbeitet mit zwölf Stichen oder Kalibern, in denen der Stab auf ein Hochkant-Quadratkaliber gebracht wird. Natürlich konnte man das eine oder andere Kaliber bei der Walzung überschlagen, das hing ganz von der Güte des verwendeten Materials ab. In dem ersten der dann folgenden beiden Fertiggerüste bekam der Draht in den Duowalzen die erste Rundform. Das zweite, zum ersten in umgekehrter Richtung laufende Duo-Fertiggerüst formte den fertigen Draht, der nach Karstens Angaben in Längen von etwa 10 m und 8 bis 10 mm dick durch die Kaliber lief und nach der Walzung von einer Haspel aufgenommen wurde. Die beiden Fertiggerüste hatten je zwei Kaliber in den Walzen, von denen aber stets je eins in Reserve blieb.

Nach Karstens Mitteilungen mußte ein solches Werk in der Minute etwa 225 bis 250 Umdrehungen machen. Diese Geschwindigkeit sei notwendig, um die Wärme der Stäbe auszunutzen. Dann lieÙe sich ein Stab von etwa 1 Quadratzoll Stärke in einer Zeit von etwa  $\frac{3}{4}$  Minute zu einem Draht von  $4\frac{1}{2}$  bis  $4\frac{3}{4}$  Linien (etwa 8 bis 10 mm) auswalzen.

In dem neuen Verfahren erkennen wir also die grundlegend veränderte Stellung der Drahtindustrie. Die Walze diente nicht mehr einer letzten Überarbeitung vor dem Zug, wie man es bislang gehandhabt hatte, sondern sie ersetzte den Schmiede- und Vorredprozeß auf der groben und unpraktischen Bankzögersbank, die mit

Zangen arbeitete. Nunmehr wurde aus dem dicken Stab unmittelbar ein zugfähiger Draht gewonnen.

Neben der Lichtseite der Belgischen StraÙe liegt aber auch gleichzeitig der Schatten. Sie hatte den Nachteil, daß alle Gerüste infolge ihrer Aufstellung in einer Linie nebeneinander mit den gleichen Umdrehungszahlen laufen mußten. Diese Zahlen konnten nicht erhöht werden mit Rücksicht auf die Vorwalze, die am Anfang der StraÙe lief, da jene doch den Knüppel in seinen stärksten Abmessungen zu bewältigen hatte. Eine Vermehrung der Umlaufzahl hatte neue Schwierigkeiten statt eine Verbesserung gebracht.

Erzeugung und Verbrauch an Walzdraht nahmen ständig zu und man stand vor der Überlegung, wie man die Umlaufgeschwindigkeit steigern könnte.

1827 war in Utterlingsen bei Verdohl ein wassergetriebenes Walzwerk durch Fr. Thomée angelegt worden,

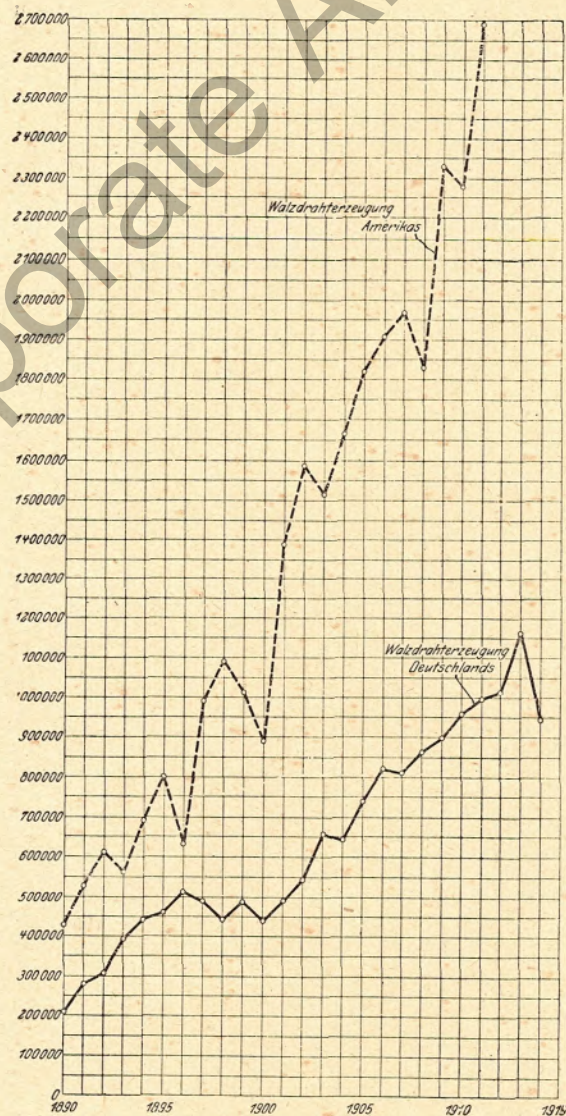


Abb. 4

Walzdrahterzeugung in Deutschland und Amerika

auf dem er Stabeisen auswalzte, das von den Redhämmern bezogen wurde. Auch dieser Betrieb stand vor der oben geschilderten Frage, auf welche Weise der Betrieb noch zu verbessern sei. Aber erst nach 25jähriger Betriebszeit, im Jahre 1852, geschah der entscheidende

Schritt, als man eine grundsätzliche Trennung zwischen Vorwalze und Fertigstraße anordnete. Diese Bauart bedeutete den grundlegenden Schritt in der Weiterentwicklung der Drahtwalzwerke. Jetzt konnte man jeder der beiden Straßen, der Vor- und Fertigstraße, die jeweils günstigsten Umlaufszahlen geben, da zwei gesonderte Antriebe zur Verwendung kamen. Damit war Thomée der Schöpfer der sogenannten deutschen Drahtstraße (und sinngemäß der deutschen Walzenstraße überhaupt) geworden. Er baute eine Anordnung, die heute noch überall angewendet wird. (Eine Ausnahme machten später die amerikanischen sogenannten Morganstraßen, die mit hintereinander angeordneten Walzen – kontinuierlich – arbeiten.)

Auf der selbstständigen Vorstraße vermochte man jetzt dickere Knüppel in Angriff zu nehmen und sparte so an Reck- und Schmiedelöhnen beim Vorbearbeiten des Halbzeugs. So schob sich das schnellere und wirtschaftlichere Walzverfahren bereits in eine frühere Stufe der Drahtherstellung ein. Ein Teil der früheren Handarbeit schied wiederum aus. Der Umlauf der Fertigstraße wurde gesteigert, und der schnellere Durchlauf, die bessere Ausnutzung der Wärme des Walzgutes gereichten der erzeugten Menge und deren Güte zum Vorteil. Nun hatte man ein Verfahren, das sich rasch ausbreitete und in allen Stufen nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten arbeitete. Übrigens fand die deutsche Drahtstraße bereits neun Jahre später, 1861, Eingang in Amerika. Die Deutsche Straße erreichte ihre beste Leistungsfähigkeit nach Aufstellung einer weiteren Vorstraße und nach Benützung der zuerst in Amerika gebräuchlichen Haspeln zum Aufwickeln des fertigen Drahtes. Dann übernahm man in Amerika die Umführungen. Wiederum stieg das Ausbringen bei gleichzeitiger Verminderung der bislang notwendigen Arbeitskräfte.

Die Umstellung derjenigen Werke auf den Walzbetrieb, die den Schritt zuerst wagten, war durchaus nicht gefahrlos. Schwierigkeiten und Gefahren bisher ganz unbekannter Art waren aus dem Wege zu räumen. Von

der Theorie zur Praxis ist es stets ein schwerer Schritt gewesen. Bei der häufig schwachen finanziellen Stellung der Werke nach schlimmen Krisen Jahren haben die Wagemutigen alle Zuversicht und alle Kräfte anspannen müssen, um nicht das Schicksal derer zu teilen, welche die stärkere Kraft der Zeitumstände doch noch zu Boden geworfen hatte. Von 1820 bis 1830 entstanden in der Mark allein nicht weniger als fünf Drahtwalzbetriebe, und trotz aller Nöte erkämpfte sich die Idee des Walzwerks ihren Weg. Um 1860 marschierte die Mark bereits an der Spitze der deutschen Drahtwalzwerke.

Der „Westfälische Anzeiger“, ein angesehenes und bekanntes Blatt der Mark, schreibt 1821: „Der grobe Drahtzug liegt schon längst in der Krise und kämpft mit der Drahtwalze.“

Der sauber und rund gewalzte Draht machte allen Drahthämmern und -schmieden den Garau, wie vorher die Blechwalze den Platten- und Breithämmern.

Die späteren Jahrzehnte brachten nur noch Einzelverbesserungen, die nicht so bedeutsam waren wie die grundsätzliche Anordnung, brachten Verbesserungen, die z. T. erst durch die neue Aufstellung möglich wurden. Die Zahl der Gerüste in den Fertigstraßen wurde erhöht und man arbeitete mit einfachen Schlingen statt den bisher üblichen mehrfachen. Die Vorstraße wurde besser ausgenutzt, so daß gleichzeitig mehrere Drähte über die Fertigstraße liefen, und dadurch war eine ununterbrochene Stabfolge in der Vorstraße ohne weiteres möglich. Ganz selbstverständlich ist dabei die Verbesserung der Antriebsmaschinen, die sich zu sorgsamst erdachten Dampfmaschinen entwickelten. Das Wasserrad hatte längst seine letzten Schläge getan. Und die modernste Dampfmaschine wird mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt durch den modernen elektrischen Walzenzugmotor, wobei es dahingestellt bleiben kann, ob der Kampf zwischen den beiden von Seiten der Dampfmaschine noch einmal mit neuen Mitteln aufgenommen und für sich entschieden wird.

Wir sind mitten im elektrischen Zeitalter.

## Die Ausfuhr von Nationalvermögen

Von Prof. Dr. Ernst Schulze, Leipzig

Erfolgt die Übertragung beweglichen Kapitals von einer Volkswirtschaft in die andere, so ist ein wesentlicher Unterschied betreffs der Aufgaben zu beachten, die es dort übernimmt. Es kann nämlich entweder Kapital hereinfließen, um neue Betriebe ins Leben zu rufen (etwa Fabriken, Eisenbahnen, Pflanzungen). Oder es kann das fremde Kapital sich schon vorhandenen Betrieben zuwenden. Die Wirkung ist eine ganz verschiedene.

Im ersteren Falle wird Arbeitsgelegenheit geschaffen, die nehmende Volkswirtschaft also befruchtet, ihr Wachstum unterstützt. In der Regel wird sie instande sein, für das neu übernommene Kapital eine so hohe Rente zu erzielen, daß neben reichlichem Gewinn für den Kapitalgeber noch ein guter Überschuß für die eigene Volkswirtschaft verbleibt.

Ganz anders im zweiten Falle. Da handelt es sich, soweit das Kapitaldarlehen nicht für Betriebserweiterungen bestimmt ist, die logisch dem ersteren Falle zuzählen sind, um eine Not, die den Besitzer des Betriebes zwingt, Schuldkapital aufzunehmen. In der

Regel muß er dies tun, weil er Kapitalverluste erlitten hat und sich in der Fortführung seines Betriebes bedroht sieht. Er muß daher neues Kapital beschaffen. Tut er das im Auslande, so ist dies ein Zeichen dafür, daß die eigene Volkswirtschaft ihm die Summe nicht oder nur unter schlechteren Bedingungen zur Verfügung stellt. Mithin leih er fremdes Kapital in einer Wirtschaftskrisis, die das Kapitalangebot verknappt und den Zinsfuß verteuert. Er nimmt Schulden auf, die ihm privatwirtschaftlich teurer zu stehen kommen als in normalen Zeiten, und verpfändet dafür einen Anteil an seinem Besitztum zu Bedingungen, die dem Fremden ungewöhnliche Vorteile bieten. Für die Volkswirtschaft ist dieser Vorgang nur unter dem Gesichtspunkt erträglich, daß noch Schlimmeres — der Stillstand oder der Verlust des ganzen Betriebes — vermieden wird.

Jedenfalls sind beide Fälle ganz verschieden gelagert.

Es bedarf keines Wortes, daß die Kapitaldarlehen, die Deutschland gegenwärtig aufnimmt, samt und sonders (mit Ausnahme der Rembourskredite) zu der zweiten Kategorie gehören. Ein deutlicher Beweis für die Un-

gunst der Lage ist es, daß die Auslandskredite — in dieser Form fließt uns ja das fremde Kapital jetzt zu — in der Regel kurzfristig sind, trotzdem aber größtenteils für Zwecke verwendet werden, für die man nur langfristige Anleihen benutzen sollte. Die Geldleihsätze in England und den Vereinigten Staaten, den beiden Hauptgeldmärkten der heutigen Welt, stehen weit unter denen, die für die nach Deutschland gelegten Auslandskredite gefordert und bewilligt werden. Unsere Volkswirtschaft unterliegt damit einem starken Blutverlust.

So erklärt es sich, daß der deutsche Wechselkurs nicht sinkt, obwohl nicht nur unsere Handelsbilanz, sondern selbst unsere Wirtschaftsbilanz offenbar in bedenklichem Maße passiv ist. Unter normalen Verhältnissen würde sich dies an entsprechenden Bewegungen der Magnetnadel unserer Valuta zeigen. Aber wir haben ja — damit weise ich auf eines der bedeutendsten Probleme unserer Währungs- und Wirtschaftspolitik hin — unseren Wechselkurs gefesselt. Um ihn zu stabilisieren, haben wir zu dem Gewaltmittel gegriffen, ihn an einen anderen Kurs zu binden: an den Dollarkurs.

Bewegungen unserer Valutanadel sind dadurch im Verhältnis zum Wechselkurs der U. S. A. unmöglich gemacht. Mit eiserner Konsequenz bleibt der Kurs der Mark auf dem einmal gewählten Punkte stehen: 4.20 M. = 1 Dollar. Infolgedessen können Schwankungen für den deutschen Wechselkurs nur in den übrigen Valuten eintreten. Sie sind naturgemäß genau dieselben, die der Dollarkurs vollführt. So hat der deutsch-englische Wechselkurs im letzten Jahre genau die Bewegungen des Dollarkurses, ausgedrückt in englischen Pfunden, nachgeahmt.

Die Fesselung des Devisenkurses beraubt uns der Selbststeuerung unserer Außenwirtschaft. Denn eine solche erfolgt durch das Auf- und Abschwanken des Wechselkurses. Steigt die Einfuhr über die Ausfuhr, so verteuern sich bei freier Bildung des Wechselkurses infolge des zunehmenden Angebots der eigenen Devisen die Fremddevisen. Automatisch werden dadurch die fremden Waren verteuert, ihre Einfuhr sinkt, während die eigenen Waren auf dem Weltmarkte billiger werden, ihre Ausfuhr also steigt. Es müßte denn sein, daß genügend ausländische Zahlungsmittel oder andere Einnahmequellen zur Verfügung stehen (wie dies für die an Auslandskapital reichen Volkswirtschaften, z. B. England, gilt), um den Mehrbetrag der Wareneinfuhrwerte auszugleichen. Es kann mithin eine passive „Zahlungsbilanz“ überhaupt nicht zustande kommen, da mit demselben Augenblick, wo der eigene Wechselkurs infolge Wareneinfuhrüberschuß und Mangels an ausgleichenden fremden Zahlungsmitteln sinkt, jene Selbststeuerung eintritt.

Dieser wohlthätige Automatismus ist durch die Fesselung des Marktkurses an den Dollar zerstört. Mit der Stabilisierung des Wechselkurses haben wir viel gewonnen, ohne Zweifel. Aber wir haben uns eine böse Wirkung zugezogen, ohne dies auch nur zu beachten. Wir haben unserer Valutanadel jene nervöse Beweglichkeit genommen, die tagaus tagein anzeigt, wie sich die Zahlungen hinüber und herüber verhalten. Wir haben deshalb zwar kein Ansteigen der fremden Wechselkurse, wie sie sonst bei andauernd passiver Handelsbilanz, falls kein Ausgleich durch Auslandsguthaben eintritt, vor sich geht, aber wir haben an seiner Stelle etwas Schlimmeres: eine unaufhörliche Schwächung der deutschen Volkswirtschaft zugunsten des Auslandes. Es gibt in solcher Lage nur zwei Möglichkeiten — entweder ein Wachstum der Verschuldung an das Ausland oder eine Entgüterung. Vor der letzteren, etwa in Form eines Ausverkaufs, sind wir durch die Überschreitung der Weltmarktpreise „gesichert“. Bleibt also nur die andere: die wachsende Verschuldung an die Fremde.

In besonders gefährlicher Form tritt diese in Erscheinung, weil wir einen internationalen Kapitalbesitz, der sich zum Ausgleich unserer passiven Wirtschaftsbilanz hergeben ließe, nicht mehr zur Verfügung haben. Unser Vermögen an fremden Wertpapieren, zumal an international marktgängigen Effekten, haben wir schon während des Krieges und unmittelbar danach eingebüßt. Sonst würden wir imstande sein, durch die Hergabe solcher Kapitalgüter uns die Verbrauchsgüter zu beschaffen, die wir vom Auslande in jenen bedeutenden Mengen an uns ziehen, die sich in der Passivität unserer Handelsbilanz spiegeln.

Deutschland befindet sich also in einer weltwirtschaftlich ungünstigen Lage. Es führt weit mehr Güter ein als aus. Ausländische Kapitalgüter, mit denen es diesen Einfuhrüberschuß bezahlen könnte, stehen ihm nicht mehr zur Verfügung. Die Summe seiner jenseits unserer Grenzen erfolgenden Leistungseinnahmen (für überseeische Schifffahrt, Löhne und Gehälter von im Auslande lebenden Deutschen, soweit diese Summen nach Deutschland fließen, u. a.) reicht nur dazu aus, einen Teil dieser Passivsumme zu begleichen. Unser Wechselkurs ist gefesselt, so daß wir der wohlthätigen Warnung beraubt sind, die sich aus der freien Bildung des Devisenkurses ergibt, dessen Verschlechterung die fremden Waren verteuert, die Einfuhr herabsetzt, die Ausfuhr anregt. Statt dessen bezahlt Deutschland seine Mehreinfuhr durch Hingabe eigener Kapitalgüter, das heißt durch wachsende Verschuldung, und zwar seiner Produktionsunternehmungen und seiner öffentlichen Körperschaften an das Ausland.

Not und Sorge können schmerzen und den Menschen verzehren und aufreiben,  
aber ist die Ehre wenigstens makellos, was will dann alle Not sagen!

Generaloberst v. Moltke.

\*

Wir sind nicht als Richter bestellt über fremde Völker, aber wir sollen eifrige und  
treue Anwälte unseres eigenen deutschen Volkstums sein.

Goethe.

# Die Tuberkulose und ihre Bedeutung für die Volksgesundheit

Von Dr. med. Georg Wolff

## I.

### Menschen- und Rindertuberkulose.

Als Robert Koch im Jahre 1882 die wissenschaftliche Welt durch die Entdeckung des Tuberkelbazillus überraschte und die Ergebnisse mühevoller Studien in seinem berühmten Vortrag vor der Berliner physiologischen Gesellschaft bekanntgegeben hatte, war mit einem Schlage die Tuberkuloseforschung in völlig neue Bahnen gelenkt. Der Erreger der verbreitetsten Seuche war gefunden. Man wußte schon vorher, daß nicht nur der Mensch tuberkulöse Veränderungen erleidet, sondern daß auch Tiere unter ähnlichen Erscheinungen erkranken. Vor allem wird das Rindvieh von der Tuberkulose in hohem Maße geschädigt. Man bezeichnet allgemein die Rindertuberkulose, wegen der wie Perlen aussehenden Tuberkuloseknoten, als „Perlsucht“. Weitere bakteriologische Untersuchungen im unmittelbaren Anschluß an Kochs Entdeckungen zeigten, daß auch viele andere Tiere, Ziegen, Kaninchen, Meerschweinchen, Hühner usw., für den Tuberkelbazillus empfänglich sind.

Im Anfang glaubte man, daß Menschen-, Rinder- und Vogeltuberkulose sämtlich durch den gleichen Bazillus hervorgerufen werden. Im Verlaufe der zahllosen Tierversuche stellte es sich jedoch bald heraus, daß die einzelnen Tuberkelbazillen hinsichtlich ihrer Wirkung voneinander verschieden sind, daß z. B. der Bazillus der Menschentuberkulose für das Rindvieh lange nicht so schädlich ist wie der Perlsuchtbazillus, daß umgekehrt der Perlsuchtbazillus im Organismus des Menschen lange nicht so gedeihlich zu wachsen vermag wie im Körper des Rindes. Ebenso vermögen die Vogeltuberkelbazillen nur sehr wenige Säugetiere anzustecken und kommen als Krankheitserreger für den Menschen kaum in Betracht.

Die Untersuchungen über die Wirksamkeit (die Virulenz, wie man sich wissenschaftlich auszudrücken pflegt) der einzelnen Tuberkelbazillen sind noch nicht abgeschlossen; sie beschäftigen gerade heute mehr denn je alle bakteriologischen Forscher.

Im Vordergrund für entsprechende Behandlung steht seit einer Reihe von Jahren die Frage, ob die Perlsucht, die Tuberkulose des Rindviehs, für den Menschen ansteckend sei. Es lag ja nahe, anzunehmen, daß die unter Rindern und Erwachsenen, Männern und Frauen aller Völker gleich verbreitete Krankheit durch tuberkulös verseuchte Nahrungsmittel, etwa durch bazillenhaltige Milch und Butter, durch tuberkulöses Fleisch oder dergleichen, auf den menschlichen Körper übertragen wird. Diese Ansicht vertrat vor allem Behring, der behauptete, daß durch die Kuhmilch die Tuberkulose auf den menschlichen Säugling verfrachtet wird. Danach sollte die menschliche Tuberkulose zum großen Teil durch die Perlsuchtbazillen entstehen. Ist man heute auch von dieser Ansicht abgekommen, so ist doch noch eine ganze Reihe von Forschern der Meinung, daß zum mindesten ein Teil der Fälle von menschlicher Tuberkulose durch die Rinderbazillen verursacht wird, ein größerer allerdings durch die eigentlich menschlichen Tuberkelbazillen.

Im Gegensatz dazu vertrat Koch schon im Jahre 1901 auf dem Londoner Tuberkulosekongreß die Ansicht, daß die Tuberkelbazillen des Rindviehs für den Menschen fast ungefährlich seien, daß sie für die Ansteckung tatsächlich kaum in Frage kämen, und daß die Vorbeugungsmaßnahmen zum Schutze des Menschen sich infolgedessen viel mehr auf die Vernichtung der menschlichen Tuberkelbazillen als auf die Bekämpfung der Perlsucht unter dem Rindvieh zu richten hätten. Gegen diese ziemlich allein stehenden Behauptungen Kochs erhob sich bald eine Reihe von anderen Forschern, um den Beweis dafür zu erbringen, daß in nicht wenigen Fällen ausgesprochene Erkrankungen an Tuberkulose durch den Perlsuchtbazillus hervorgerufen werden können.

Es entspann sich ein wissenschaftlicher Streit, an dem sich bis heute die erlesensten Männer der medizinischen Wissenschaft beteiligt haben. Auf der Hand lag, daß eine Entscheidung der Frage nur herbeigeführt werden könnte, wenn es gelänge, die Tuberkelbazillen des Rindes von denen des Menschen einwandfrei zu unterscheiden. Man suchte also emsig nach Unterschieden, um in jedem einzelnen Fall genau den Ursprung der Erkrankung nachweisen zu können.

Der Form nach unterscheiden sich die Perlsuchtbazillen von denen der menschlichen Tuberkulose kaum, jedenfalls lange nicht auffällig genug, als daß man auf Grund eines mikroskopischen Präparates hätte sagen können: das sind Bazillen, die vom Menschen, und das Bazillen, die vom Rinde stammen. Wohl aber fand man, daß sich die Reinkulturen der Bazillen, die man auf einem künstlichen Nährboden anlegte, immerhin wesentlich unterscheiden; der Bazillus der Menschentuberkulose wächst leicht und üppig, während im Gegensatz dazu der Rinderbazillus auf demselben Nährboden viel langsamer und spärlicher gedeiht. Noch wichtiger aber ist das Verhalten der beiden Bazillenarten im Tierversuch. Hier zeigt sich ein auffallender Unterschied, der es dem geübten Forscher leicht macht, die Perlsuchtansteckung von der durch den menschlichen Bazillus bewirkten zu unterscheiden. Spritzt man einem gesunden Meerschweinchen eine bestimmte Menge von menschlichen Tuberkelbazillen unter die Haut und einem anderen Meerschweinchen die gleiche Menge von Perlsuchtbazillen, so gehen beide Tiere nach kurzer Zeit an einer eigentlichen Tuberkulose zugrunde. Das Meerschweinchen, ein zu Untersuchungen viel benutztes Tier, ist also für beide Bazillenarten gleich empfänglich. Macht man den gleichen Versuch nun aber mit zwei Kaninchen, von denen das eine also menschliche, das andere Rinderbazillen erhält, so zeigt sich ein sehr deutlicher und kennzeichnender Unterschied. Die mit menschlichen Tuberkelbazillen geimpften Kaninchen leben meist ganz vergnügt weiter; tötet man sie nach Ablauf von drei Monaten, so haben sie kaum irgendwelche tuberkulöse Veränderungen. Ganz im Gegensatz dazu stirbt das Kaninchen, dem Rinderbazillen eingespritzt waren, schon nach einigen Wochen und zeigt in der Regel eine ausgebreitete Tuberkulose in den Lymphdrüsen, der Milz, der Lunge, den Nieren.

Das Kaninchen ist demnach für die Versuchstubazillen äußerst empfänglich und wird durch die Ansteckung binnen kurzem getötet, während die Tuberkelbazillen vom Menschen das Tier kaum oder nur sehr wenig beeinflussen. Dieser Unterschied im Verhalten des Tieres den beiden Bazillenarten gegenüber ist für die Tuberkuloseerkennung von größter Wichtigkeit geworden. Man hatte nun ein Mittel, um in jedem einzelnen Fall von Tuberkulose durch Verimpfung der betreffenden Bazillen oder des tuberkulösen Stoffes auf Kaninchen die Frage zu entscheiden, ob die Erkrankung durch menschliche oder Rinderbazillen hervorgerufen war. Natürlich ist das Kaninchen nicht das einzige Tier, das sich so deutlich gegenüber den beiden Bazillenarten verschieden verhält. Auch das Rindvieh selbst ist durch menschliche Tuberkelbazillen kaum anzustecken. Nur ist der Tierversuch mit dem Kaninchen viel einfacher und billiger als etwa mit einem jungen Kalbe, so daß man heute zur Entscheidung der Frage den Kaninchenversuch in ausgedehntem Maße heranzieht.

Auf Grund der Tierversuche hat man die ursprüngliche Ansicht Kochs im wesentlichen bestätigt gefunden. Das geben heute mit wenigen Ausnahmen die meisten Forscher zu. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist die menschliche Tuberkulose durch den eigentlichen, in seinem Verhalten und seiner Wirkung durchaus von dem Versuchstubazillus abweichenden, menschlichen Tuberkelbazillus veranlaßt; in einem kleinen Teil, der allerdings bei der Gesamthäufigkeit der Seuche auch nicht zu vernachlässigen ist, konnten auch Rinderbazillen als Erreger menschlicher Tuberkulose nachgewiesen werden. — Auf dem Tuberkulosekongreß in Washington 1908 konnte Koch die durch zahllose Versuche gestützte Tatsache weiteren Kreisen verkünden, daß gerade die Lungentuberkulose, die eigentliche Schwindsucht, der jährlich so viele Menschen erliegen, so gut wie ausschließlich durch den Tuberkelbazillus vom Menschen hervorgerufen wird, daß kaum ein einziger einwandfreier Fall als durch Versuchstubazillen entstanden nachweisbar gewesen ist.

Der bazillenhaltige Auswurf und insbesondere die Hustentröpfchen tuberkulöser Menschen sind danach für die Übertragung der Krankheit vor allem verantwortlich zu machen. Das Zusammenleben der Menschen in engen, schmutzigen Wohnräumen, die womöglich nicht einmal ordentlich durchlüftet werden und mit dem ansteckenden Stoff infolgedessen erfüllt sind, muß vor allem vermieden werden. Hier hat die öffentliche Gesundheitspflege einzusetzen, hier kann sie Segen stiften. Dagegen tritt — das wird heute kaum noch ernstlich bezweifelt — die Ansteckungsgefahr durch den Genuß von Milch und Milch-erzeugnissen perlsüchtiger R Kühe sehr erheblich zurück.

Die Übertragung der Rindertuberkulose auf den Menschen hat besonders für das Kindesalter Bedeutung. Namentlich im Säuglingsalter spielt die Milch als Nahrungsmittel die größte Rolle und kann daher früher oder später tuberkulöse Ansteckung bringen. In der Tat haben die Untersuchungen, die allerorten angestellt sind, ergeben, daß die tuberkulösen Veränderungen der kindlichen Organe öfter als die der Erwachsenen durch Rinderbazillen verursacht sind. Dennoch tritt, wie namentlich eingehende Untersuchungen im Berliner Institut für Infektionskrankheiten ergeben haben, die Versuchstuber- ansteckung auch im Kindesalter gegen die menschliche Tuberkulose weit zurück. Versuchsterkrankungen sind beim Menschen sehr selten im Vergleich zur Zahl der Erkrankungen, die durch den Menschenbazillus veranlaßt sind, und verlaufen sehr häufig auch viel milder als diese.

Die Mehrheit der Forscher stimmt heute der von dem Altmeister der Tuberkuloseforschung, Robert Koch, vertretenen Ansicht zu, daß in der Hauptsache der tuberkulöse Mensch den Ausgangspunkt für die ungeheure Verbreitung der Krankheit bildet, daß dagegen alle übrigen Ansteckungsquellen weit in den Hintergrund treten. Die Vogeltuberkulose kommt in Wirklichkeit überhaupt nicht in Frage, da nur sehr wenige Säugetiere für deren Erreger Empfänglichkeit zeigen. Und auch die Versuchstuber ist eine eigentliche Erkrankung des Rindviehs und nicht des Menschen. Wir wissen von zahlreichen anderen Ansteckungskrankheiten, daß ihre Erreger immer auf irgendeinem Tier oder auch auf dem Menschen besonders gut gedeihen. Die Syphilis, der Typhus, die Diphtherie sind in erster Linie Erkrankungen des Menschen, ihre Erreger sind gerade für den Menschenkörper gefährlich; gelingt es auch beispielsweise, die Syphilis künstlich auf gewisse Tiere zu übertragen, so ist sie doch eine rein menschliche Krankheit, gerade wie es die eigentliche Tuberkulose des Menschen ist.

## II.

## Die Lungentuberkulose.

Von allen den zahllosen Erscheinungen, die der Tuberkelbazillus am menschlichen Körper verursacht, nimmt die Lungentuberkulose, die eigentliche Schwindsucht, die erste Stelle ein. Gerade sie fordert jahraus, jahrein mit großer Regelmäßigkeit ihre Opfer, sie tritt nicht ansteckend wie andere Seuchen, wie die Cholera, die Pest, wie in früheren Jahrzehnten die Pocken auf, sie bevorzugt auch nicht einzelne Gegenden, wie etwa die Malaria, sondern ist in allen Ländern und bei allen Völkern heimisch. Führen zwar gelegentlich auch andere tuberkulöse Erkrankungen, wie etwa die Nierentuberkulose oder die tuberkulöse Entzündung der Hirnhäute, zum Tode, so treten sie als Todesursachen doch weit gegen die Lungenschwindsucht zurück.

Unzweifelhaft ist in den letzten 25 Jahren die Sterblichkeit auch hier, wenn wir von den außergewöhnlichen Kriegsjahren 1914 bis 1918 absehen, ganz erheblich zurückgegangen, beinahe um 50 v. H. Heute sterben an Schwindsucht nur noch halb so viel Menschen wie vor 25 Jahren. Das sollen ein paar statistische Zahlen erläutern. Es starben von je 100 000 Einwohnern an Schwindsucht im Jahresdurchschnitt:

|                         | 1876/80 | 1886/90 | 1896/1900 | 1906/10 |
|-------------------------|---------|---------|-----------|---------|
| England und Wales ..... | 204,1   | 163,6   | 132,2     | 110,7   |
| Deutschland ..          | 357,7   | 304,0   | 194,3     | 153,1   |
| Schweiz .....           | ?       | 214,8   | 191,1     | 189,0   |
| Niederlande ..          | ?       | ?       | 194,6     | 124,5   |
| Frankreich*             | ?       | ?       | 248,8     | 267,5   |

\* (Städte von 5000 Einwohner und mehr).

Im Jahre 1882 hat Koch den Tuberkelbazillus entdeckt und damit die allgemeine Aufmerksamkeit auf die eigentliche Ursache der Krankheit gelenkt. Seit dieser Zeit bestehen umfangreiche Fürsorge- und Heilbestrebungen, es wurden Heilstätten für Lungentrunkte gegründet und später die besonderen Behandlungsvorfahren mit Tuberkulin eingeführt. Ungefähr um diese Zeit wurden auch die Arbeiterschutzgesetze (Sozialversicherung) in den meisten Kulturstaaten begründet. Haben sich auch nicht die Hoffnungen erfüllt, die Koch selbst und seine Anhänger später auf die Entdeckung des Tuberkulins als eines Allheilmittels gesetzt hatten, ist dem Begeisterungssturm, der sich anfangs über die ganze zivilisierte Welt

ausbreitete, auch ein starker Rückschlag gefolgt, so wird doch heute angesichts der Ergebnisse, die uns die nüchternen Zahlen der Statistik anzeigen, kein Mensch mehr an den großen Erfolgen im Kampfe gegen die Tuberkulose zweifeln. Ein Allheilmittel gegen die Tuberkulose besitzen wir freilich auch heute noch nicht, obschon eine ganze Reihe von Erfindern mit mehr oder weniger geschickter Reklame solche angepriesen hat. Der Rückgang der Tuberkulose ist aber dennoch unverkennbar mit der Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der breiten Massen in allen Kulturstaaten eingetreten; den niedrigsten Stand erreicht die Tuberkulosesterblichkeit in dem Industriestaat England. Während der Not der Kriegsjahre ist gerade, wie allgemein bekannt, auch die Tuberkulosesterblichkeit wieder in die Höhe gegangen; heute aber haben wir wieder annähernd in allen Ländern den günstigen Stand wie vor dem Kriege erreicht und dürfen hoffen, auf diesem Wege weitere Erfolge zu erzielen, wenn nicht neue Erschütterungen, Hungersnot u. dgl. die Völker heimsuchen. Da die Tuberkulose aber fortgesetzt der Volksgesundheit und damit auch der Volkswirtschaft große Werte entzieht, müssen wir alle Mittel daransetzen — biologisch-therapeutische wie sozialhygienische —, um diesen schwersten Schaden am Volkskörper zu beseitigen oder auf ein Mindestmaß herabzusetzen.

Abgesehen von der Behandlung der Tuberkulose mit Tuberkulin, von dem es heute eine große Reihe verschiedener Abarten gibt, spielt es in der Diagnostik (der Erkennung der Krankheit) eine große Rolle. In vielen Fällen von Lungenschwindsucht läßt sich der genaue Nachweis der Bazillen im Auswurf des Kranken nicht führen, vielleicht, weil der tuberkulöse Lungenherd keine Verbindung nach außen hat und infolgedessen sein Inhalt nicht entleert werden kann. Die Bedeutung des Tuberkulins in diesem Sinne stützt sich auf folgende Beobachtung Kochs: Spritzt man einem gesunden Körper wenige Milligramm des Tuberkulins unter die Haut, so erfolgt keine Wirkung, während der tuberkulös verseuchte Körper schon nach wenigen Stunden eine deutliche Wirkung, vor allem mehr oder weniger hohe Wärmesteigerungen aufweist. Dieses Verhalten des Tuberkulins gegenüber einer geringfügigen Tuberkulinmenge ist in vielen tausend Fällen einwandfrei nachgewiesen und bildet daher in der rechtzeitigen Erkennung eines verborgenen Herdes eine sehr wichtige Rolle. In letzter Zeit hat sich ein noch einfacher anzustellendes Verfahren, das durch den Kinderarzt Pirquet eingeführt ist, allgemeine Beliebtheit erworben. Bringt man nämlich eine geringfügige Menge Tuberkulin, einen kleinen Tropfen etwa, auf die Haut und rikt sie an dieser Stelle ganz schwach, so bildet sich im Laufe der nächsten 24 Stunden an der betreffenden Stelle eine starke Rötung, wenn irgendwo im Körper eine tuberkulöse Erkrankung vorhanden ist. Da fast alle Menschen einmal in ihrem Leben eine Ansteckung mit Tuberkelbazillen durchgemacht haben, die allerdings in weitaus den meisten Fällen ohne schwere Erscheinungen zur Ausheilung kommt, so ist die Pirquet-Reaktion bei Erwachsenen oft vorhanden, ohne daß ein schwerer Tuberkulosebefund vorliegt. Je jünger die betreffende Person ist, desto wichtiger ist der Ausfall dieser Wirkung; denn ein Kind ist naturgemäß lange nicht so häufig Tuberkuloseansteckungen ausgesetzt gewesen wie ein älterer Körper. Darum legen die Kinderärzte dem wirklichen Ausfall der Pirquetschen Hautreaktion großen Wert bei, während für den Erwachsenen die anderen Verfahren zur Sicherung der Erkennung bevorzugt werden.

Ferner sind unsere Hilfsmittel, die Erkennung der Tuberkulose in zweifelhaften Fällen sicherzustellen, auch durch die Röntgendurchstrahlung wesentlich bereichert worden. Tuberkulöse Herde machen sich als Verdichtungen im Röntgenbild dem geübten Auge sehr deutlich bemerkbar; gerade für die Feststellung der beginnenden Lungentuberkulose, die mit den gewöhnlichen Mitteln des Arztes oft nicht leicht zu erkennen ist, andererseits wegen ihrer schwerwiegenden Bedeutung möglichst frühzeitig behandelt werden muß, ist die Röntgendurchstrahlung von großer Bedeutung geworden.

Vorgeschrittene Fälle erkennt der Geübte auch ohne alle Hilfsmittel mit großer Sicherheit, einfach durch die genaue Behorchung der Atnungsgeräusche über den Lungen, deren Reinheit durch die katarrhalischen Entzündungserrscheinungen in kennzeichnender Weise verändert ist.

Was für Erscheinungen verursacht nun der Tuberkelbazillus an der Lunge? Warum bevorzugt er gerade diesen Teil des Menschen? Wir können nach dem heutigen Stande der Tuberkuloseforschung wohl mit Sicherheit sagen, daß jeder Mensch Gelegenheit hat, die so ungemein verbreiteten Tuberkelbazillen einzuatmen. Wir wissen ja aus zahllosen Leichenöffnungen auch, daß der überwiegende Teil aller Erwachsenen einmal eine tuberkulöse Ansteckung der Lunge durchgemacht hat. Aus bestimmten Spuren, die namentlich an den Lungenspitzen oder den dazu gehörigen Lymphdrüsen hinterlassen sind, können wir das schließen. In den meisten Fällen heilt die Ansteckung aber aus, ohne daß es zu ernstlichen Störungen gekommen zu sein braucht.

Es treten meist noch andere Umstände hinzu, die das Wachstum und die Vermehrung des Tuberkelbazillus begünstigen. So wissen wir, daß in erster Linie die Arbeiter, die fortwährend Stein- und Metallstaub od. dgl. einzuatmen haben, der Erkrankung ausgesetzt sind. Auch Menschen, die sehr oft einfache Erkältungen, Bronchialkatarrhe, Grippe haben, erkranken nicht selten im Anschluß daran an einer Tuberkulose. Bei ihnen allen findet der Tuberkelbazillus die günstigsten Ansiedlungsbedingungen. Die Atnungswege, d. h. die größeren Bronchien und die von ihnen abgehenden kleineren, sowie das eigentliche Lungengewebe, sind schon an sich durch eine andere Ursache geschädigt und setzen nun der Tuberkuloseansteckung nicht mehr so viel Widerstand entgegen wie das gesunde Gewebe anderer Menschen. Wiederholt sich die Schädigung öfter, findet z. B. die Staubeinatmung ununterbrochen statt, und ist die Gelegenheit, Tuberkelbazillen zu Hause einzuatmen, bei den oft ungesunden Wohnungsverhältnissen gegeben, so dürfen wir uns über den Ausbruch der Krankheit nicht wundern.

Hat der Tuberkelbazillus einmal in der Lunge Fuß gefaßt, ist er von den Abwehrvorrichtungen des gesunden Körpers nicht mehr überwältigt worden, so richtet er meist sehr mannigfaltige Zerstörungen an. In der Mehrheit aller Fälle wird zuerst die Lungenspitze tuberkulös angesteckt; mit dem Atemstrom gelangt der Bazillus hierher, vermehrt sich ungeheuer und zerstört durch die Giftigkeit seiner Abscheidungsstoffe, seiner Toxine, das umliegende Lungengewebe, schmelzt es ein. Sehr oft greift der Vorgang weit um sich, immer mehr Gewebe der Lunge wird tuberkulös angesteckt und scheidet für den Körper aus. Kennzeichnend für den Tuberkelbazillus ist, daß er das Gewebe erweicht und einen käseähnlichen, weichen Brei daraus bildet. Wird der Brei beim Ausatmen ausgehustet, so bleibt oft die leere Höhle in der

Lunge zurück. So kommt es, daß die Lungen tuberkulöser Menschen oft von mehr oder minder großen Höhlen durchsetzt sind, in denen sich oft noch Reste des eingeschmolzenen Gewebes befinden. Der ausgehustete Stoff ist meist von Tausenden von Bazillen durchsetzt und gibt, wenn er nicht sorgfältig beseitigt wird, zur Ansteckung anderer Menschen immer neue Gelegenheit.

Ist der Prozeß so weit vorgeschritten, so ist eine Heilung nur in seltenen Fällen möglich; ganz ausgeschlossen ist sie aber nicht. Meist aber findet von dem Hauptherd eine Selbstansteckung der Lunge in der Weise statt, daß die Bazillen mit dem Blut- und Lymphstrom der Lunge weiter verschleppt werden. Die tuberkulöse Gewebsveränderung ergreift die Blutgefäße, deren Wände ebenfalls durch die Giftwirkung zerstört werden. Gelangt der Tuberkelbazillus erst in das Blut, in eine Lungenvene oder Lungenmaterie, so wird er auch in entfernter gelegene Lungenteile verschleppt, siedelt sich hier von neuem an und führt immer wieder zu tuberkulösen Gewebsveränderungen. Er bildet kleine Herdchen von der Größe eines Stednadelkopfes im Anfang, die mit bloßem Auge nur gerade noch zu erkennen sind, aber allmählich immer größer werden. Das sind die berühmten Tuberkel, auf deutsch Knötchen, die man schon lange vor Koch genau gekannt hatte, die von Virchow eingehend untersucht sind und der Krankheit ihren Namen „Tuberkulose“ gegeben haben. Je mehr man von den Lungen spitzen, in denen sich gewöhnlich die ersten Herde bemerkbar machen, nach den unteren Lungenteilen kommt, desto kleiner werden die Tuberkeln, desto vereinzelter treten sie auf. Die Unterlappen der Lunge sind oft von tuberkulösen Veränderungen ganz frei und stellen gesundes, gebrauchsfähiges, d. h. zur Atmung geeignetes Lungengewebe dar. Je weiter der Vorgang vorgeschritten ist, desto mehr Gewebe ist auch in den unteren Abschnitten tuberkulös verändert.

Es ist kein Wunder, daß der Mensch auf die Dauer so nicht zu leben vermag. Für den Gasaustausch, die Sauerstoffzufuhr und Kohlenstoffabgabe ist die Unversehrtheit des Lungengewebes unbedingt erforderlich. Wird durch die tuberkulöse Erkrankung immer mehr Lungengewebe außer Betrieb gesetzt, so hört schließlich die Lebensfähigkeit des Menschen, der durch die Erkrankung auch allgemein sehr geschwächt ist, auf. Darum führt die Lungentuberkulose, wenn ihrem Fortschreiten nicht beizukommen wird, schließlich zum Tode. Der Mensch erliegt nicht einer plötzlich eintretenden Todesursache, wie etwa bei einer mit hohem Fieber einhergehenden Erkrankung, sondern stirbt, weil die zerstörte Lunge den Anforderungen des Körpers nicht mehr zu entsprechen vermag, weil der geschwächte Körper durch die Lunge nicht mehr so viel Sauerstoff beziehen kann, wie ihm nützt. Daß in besonderen Fällen der Tuberkelbazillus aber auch eine ganz schnell verlaufende Krankheit, die mit hohem Fieber einhergeht, zu verursachen vermag, wollen wir im folgenden sehen.

### III.

#### Weitere Erscheinungen der Tuberkulose.

Zwar steht die Lungenschwindsucht wegen ihrer großen Verbreitung und ihrer Ansteckungsgefahr im Vordergrund der tuberkulösen Erkrankungen, doch bildet sie bei weitem nicht die ausschließliche Form der Tuberkulose des Menschen. Es gibt überhaupt nur wenige Körperteile des Menschen, die nicht tuberkulös angesteckt werden können. Die Knochen und Gelenke, die Lymphdrüsen und die Milz, die Leber, die Nieren, die Hirnhäute und das Gehirn

selbst können Sitz einer tuberkulösen Erkrankung sein; der Tuberkelbazillus kann sich im Kehlkopf ansiedeln, durch Zerstörung der Kehlkopfnorpel Sprachstörungen verursachen, kann unter besonderen Umständen — namentlich bei Kindern — den Darm angreifen und dadurch auch die Verdauung ungünstig beeinflussen.

Bevor wir auf einige dieser Formen der Tuberkulose eingehen, wollen wir die schnell verlaufende Miliartuberkulose unserer Übersicht anfügen. Miliun ist der lateinische Name für Hirsekorn; weil die allerersten Knötchen, die der Tuberkelbazillus an allen möglichen Organen entstehen läßt, nur die Größe eines Hirsekorns oder diese noch nicht einmal haben, hat Virchow die Bezeichnung „Miliartuberkulose“ eingeführt. Auch bei der gewöhnlichen Lungentuberkulose haben wir, meist in den unteren Lungenteilen, solche allerfeinsten tuberkulösen Veränderungen, auch hier haben wir eine Miliartuberkulose, die allerdings einen mehr schleichenden Verlauf und eine mehr örtliche Art hat. Die Ausbreitung hat sich im wesentlichen auf die Lungen beschränkt. Finden sich die Herdchen, die Tuberkel, auch in den übrigen Teilen, in der Milz, Leber, den Nieren, so spricht man von einer ausgebreiteten, verallgemeinerten oder generalisierten Miliartuberkulose; ist diese Form der Tuberkulose ganz plötzlich ausgebrochen, wie es nicht so sehr selten vorkommt, so liegt eine akute (schnell verlaufende) Miliartuberkulose vor.

Es ist nun klar, daß für diese Allgemeinausbreitung der Tuberkulose, die sonst die Lungen bevorzugt, ein besonderer Grund vorhanden sein muß; der Erreger der Krankheit, der Tuberkelbazillus, muß aus besonderem Anlaß eine so weite Verbreitung im menschlichen Körper gefunden haben. Das ist in der Tat bei jeder akuten Miliartuberkulose der Fall, wie wir jetzt auf Grund zahlreicher Leichenöffnungen mit Sicherheit anzugeben vermögen. Die Ausbreitung der Krankheit im ganzen Körper kommt nur so zustande, daß von einem älteren tuberkulösen Herde aus, sehr oft von einer tuberkulös erweichten Lymphdrüse, ein Einbruch der Bazillen in die Blutbahn erfolgt. Dadurch überschwemmen die Schmarotzer das Blut, werden nun schnell in alle Organe getragen und siedeln sich in ihnen an. Die Ansteckung ist nun nicht mehr örtlich beschränkt, nicht mehr auf die Lungen oder die Lymphdrüsen od. dgl., sondern zu einer Allgemeinkrankheit geworden. Deshalb verursacht sie stürmische Erscheinungen, wie andere rasch wirkende Ansteckungskrankheiten, und ruft oft hohe Wärmeveränderungen, Pulserhöhung, Kopfschmerzen und Bewußtseinsstörungen hervor. Die Krankheit hat keinen sehr ausgesprochenen Verlauf, so daß sie nicht leicht zu erkennen ist. Der Tod erfolgt oft in kurzer Zeit durch die Allgemeinvergiftung des Körpers, durch die plötzliche Überschwemmung mit Tuberkelbazillen, die alle lebenswichtigen Organe (die Lungen, die Nieren, das Herz und sehr oft auch das Gehirn und seine Schutzhäute) überfallen.

Stehen die Erscheinungen beim Gehirn im Vordergrund der Krankheitsäußerungen, so haben wir als eine besondere Form der schnell verlaufenden Miliartuberkulose eine Hirnhautentzündung auf tuberkulöser Grundlage. Die Hirnerscheinungen sind so kennzeichnend und beherrschen das Krankheitsbild so sehr, daß dagegen alle andern Erscheinungen zurücktreten. Die tuberkulöse Hirnhautentzündung ist nun namentlich im Kindesalter eine leider recht häufige Erscheinung, die kaum Aussicht auf Heilung hat. Da im Kindesalter die tuberkulösen Vorgänge mit Vorliebe in den Lymphdrüsen Fuß fassen, viel häufiger als in den Lungen selbst, so kann der Ein-

bruch einer erweichten, tuberkulös veränderten Drüse in ein benachbartes Blutgefäß sehr leicht erfolgen und die Verbreitung der Tuberkulose durch den ganzen Körper veranlassen.

Das Hauptkennzeichen aller Hirnhautentzündungen ist die damit verbundene Nackensteifigkeit, die zu dem Namen „Genickstarre“ geführt hat; denn auch die gewöhnliche, vielfach epidemisch auftretende Genickstarre ist eine Erkrankung der Hirnhäute, allerdings keine tuberkulöse, sondern durch einen andern Erreger, den Meningokokkus, hervorgerufen. Die Nackensteifigkeit, dann gewisse Reizerscheinungen im Gehirn, das durch den mit der Hirnhautentzündung einhergehenden Flüssigkeitsaustritt gedrückt und geschädigt wird, Pulsverlangsamung und anderes, worauf wir in diesem Zusammenhang nicht eingehen können, machen das Krankheitsbild so deutlich, daß in diesen Fällen ein Zweifel meist nicht besteht. Treten aber die Erscheinungen am Gehirn bei einer akuten Miliartuberkulose nicht in den Vordergrund, so ist es sehr schwer, die Krankheit richtig zu erkennen.

Sehen wir von den akuten Erscheinungen der immerhin seltenen Miliartuberkulose ab, so können die einzelnen Organe auch noch von mehr schleichend verlaufenden Vorgängen tuberkulöser Natur befallen werden. Mit ihnen wollen wir uns kurz beschäftigen.

Die Knochen- und Gelenktuberkulose gehört vor allem hierher. Die Tuberkelbazillen werden mit dem Blute verschleppt, lassen sich zunächst im Knochenmark nieder und führen hier zur käsigen Einschmelzung des Gewebes. Häufig ist z. B. die Tuberkulose der Wirbelsäule. Ein einzelner oder zwei aufeinander folgende Wirbelkörper werden durch die tuberkulöse Erkrankung zerstört und von dem Gewicht der übrigen zusammengedrückt. Nicht selten entsteht auf diese Weise eine Verkrümmung der Wirbelsäule, es kommt zu einem spitzen hervorstehenden Buckel, während die mehr gleichmäßigen, runden Verbiegungen der Wirbelsäule meist auf Konto der englischen Krankheit zu setzen sind. Besonders häufig breitet sich die Tuberkulose in den Gelenkhöhlen aus und führt hier oft zu sehr schweren Veränderungen. Das Fuß-, Knie-, Hüftgelenk und noch viele Gelenke mehr können tuberkulös erkranken und in ihrer Bewegungsfähigkeit dadurch vollständig gehindert werden. Durch die tuberkulösen Wucherungen werden auch die Gelenke oftmals stark verdicke; sie werden meist spindelförmig aufgetrieben. Besonders häufig ist die tuberkulöse Hüftgelenkerkrankung, die meist zur völligen Versteifung des Hüftgelenkes führt. Die Gelenkspanne der Beckenknochen und der darin sitzende Oberschenkelkopf erleiden unter dem Einfluß der tuberkulösen Entzündung starke Veränderungen; nur durch die völlige Entfernung des erkrankten Gewebes kann der Chirurg hier die Bewegungsfähigkeit einigermaßen wieder herstellen. Neuerdings behandelt man die Knochen- und Gelenktuberkulose am erfolgreichsten mit natürlicher oder künstlicher Höhensonne.

In den Harn- und Geschlechtsorganen kommen ebenfalls tuberkulöse Erkrankungen vor, meist ein Zeichen dafür, daß im ganzen Körper des betreffenden Menschen der Tuberkelbazillus starke Veränderungen angerichtet hat. So kann die Niere durch die Erkrankung stark in Mitleidenschaft gezogen sein, es können sich in ihr, wie in der Lunge, große Erweichungsherde finden; auch der von der Niere abgehende Harnleiter und noch häufiger die Harnblase sind dann tuberkulös verändert. Nicht selten sind beim Manne die Hoden und noch häufiger die Nebenhoden Sitz einer tuberkulösen Erkrankung, seltener sind

beim Weibe die Geschlechtsorgane (Eierstöcke, Eileiter, Gebärmutter) tuberkulös verändert.

Häufiger ist der Darmkanal, hauptsächlich der Dünndarm, Sitz tuberkulöser Veränderungen, die nicht selten einen sehr hohen Grad annehmen können. Die Darmtuberkulose ist bei Erwachsenen meist Begleiterscheinung einer ausgedehnten Lungentuberkulose und wahrscheinlich dadurch entstanden, daß der zahllose Tuberkelbazillen enthaltende Auswurf von den Kranken verschluckt wird. Im Magen selbst können sich die Tuberkelbazillen nicht ansiedeln; wenigstens ist ein tuberkulöses Magengeschwür bis heute wohl kaum beobachtet worden. Wahrscheinlich hindert die Salzsäure, die von den Drüsen der Magenschleimhaut reichlich gebildet wird, die Tuberkelbazillen am Wachstum. In der Darmschleimhaut hingegen erzeugen die Bazillen hochgradige Veränderungen, zunächst tuberkulöse Wucherungen, die später zerfallen und große Geschwüre hinterlassen. Besonders häufig ist die Darmtuberkulose im Kindesalter, und sie wird deshalb von vielen auf den Genuß tuberkelbazillenhaltiger Misch oder anderer Nahrungs- und Genußmittel zurückgeführt. Es muß nach dem heutigen Stande der Tuberkuloseforschung nun zwar zugegeben werden, daß der in der Kuhmilch enthaltene Pseudotubercillus im menschlichen Darmkanal eine Tuberkulose veranlassen kann; viel häufiger ist aber auch hier der eigentliche menschliche Tuberkelbazillus an der Erkrankung schuld.

Vom Darm aus wandern die Tuberkelbazillen durch die zahlreichen Lymphgefäße, die von hier ihren Anfang nehmen, in die Lymphdrüsen des Gekröses, des fettreichen Gewebes, an dem der Darm in der Bauchhöhle befestigt ist. Die Lymphdrüsen haben die Aufgabe, Schädlichkeiten des Körpers abzufangen, sie bilden gewissermaßen auch für die Bakterien ein undurchlässiges Filter. Darum werden sie selbst in vielen Fällen durch die schädigenden Bakterien angegriffen, entzündlich verändert und vergrößert. Wie die Lymphdrüsen des Gekröses, die zum Darmbezirk gehören, werden auch die Lymphdrüsen der Brusthöhle, die am Eingang der Lungenpforte liegen, durch die Tuberkelbazillen angegriffen, vergrößert und oft auch erweicht. Auch das ist besonders im Kindesalter der Fall. — In dieses Krankheitsbild gehört auch die sogenannte Skrofulose, die man heute allgemein als eine Form der Tuberkulose, vorwiegend der Lymphdrüsentuberkulose, auffaßt. Skrofulöse Kinder, die oft auch einen borkigen Ausschlag im Gesicht haben, namentlich um Mund, Nase, Ohr herum, haben immer auch große Lymphdrüsen, die man unter dem Kieferwinkel meist deutlich fühlen kann. Auch hier bilden die Lymphdrüsen, wie übrigens noch bei vielen andern durch Bakterien verursachten Erkrankungen, eine Schutzvorrichtung, einen Filterapparat, in dem sie die Bazillen am weiteren Vordringen hindern.

Wir wollen zum Schluß nicht verfehlen, auf eine eigenartige Form der Tuberkulose zu verweisen, auf den Lupus. Durch genaue mikroskopische und bakteriologische Untersuchungen ist die tuberkulöse Natur dieser Hauterkrankung, die oft zu abscheulichen Entstellungen, namentlich des Gesichtes, führt, sichergestellt. Im Lupusgewebe sind die Tuberkelbazillen nachgewiesen, außerdem ist man imstande, durch Verimpfung von Lupusgewebe im geeigneten Versuchstier (Meerschweinchen) eine eigentliche Tuberkulose hervorzurufen. Durch Röntgen- und Radiumbestrahlung und durch Finsenlicht hat man in neuerer Zeit auch in der Lupusbehandlung bemerkenswerte Erfolge erzielt.

# Die drei Freier

Eine Erzählung von Levin Schücking

(Fortsetzung und Schluß)

4.

In dem Tage, an dem die schöne Frau von Hahbed diese Unterredung mit ihren Galanen gehabt, saß sie in der Abenddämmerung in ihrem Kabinett. Es war ein kleines Gemach, mit goldgepreßten Ledertapeten ausgeschlagen und mit einigen altertümlichen und kunstreich gearbeiteten Möbeln versehen; aber es enthielt wenige jener Gegenstände, welche in den Wohnungen sonst der Frauen Schalten und Walten und die Beschäftigungen weiblicher Hände verraten. Man sah weder Blumen noch Stidrahmen in dem Zimmer der „Königin Ulrike“, wohl aber Bücher und einige mathematische Instrumente. Rings um die Wand lief eine Bank aus dunkelgebohnem Holze, auf welche Polster, bekleidet mit venezianischer Seide, gelegt waren. Frau von Hahbed saß in der Fensterbrüstung, auf einem der erhöhten Sitze, die zu beiden Seiten in dieser Nische angebracht waren, und blickte auf den Fronhof und Sanct Petri Dom hinaus, an welchem ihr Haus gelegen war. Der Winter und der Sommer waren allgemach verflossen, seitdem die fremden Kavaliere in den „Drei Mohren“ eingetreten; der Herbst war gekommen und ein feuchter Oktoberwind wirbelte die gelben Blätter umher, welche von den Linden niedergestreut waren, die im Sommer dem Plaze Kühlung und Schatten gewährten. Es war bereits so dunkel geworden, daß man Ulrikens Züge nicht mehr wohl unterscheiden konnte; nur das edle Profil ihres gehobenen Kopfes, die schön gewölbte, etwas zu hohe Stirn, die leis gebogene Nase und die unnachahmlich schön geschnittenen Lippen über dem fast allzu männlich ausgebildeten kräftigen Kinne zeichneten sich am ergrauenden Abendhimmel ab.

Als sie so dafaz, hörte sie plötzlich ein leises Rauschen; sie wandte ihr Auge dem Eingange zu, an dem nur ein niedergelassener Vorhang ihr Kabinett von dem vorliegenden Zimmer abtrennte. Eine Hand hatte diesen Vorhang beiseite geschoben; in dem Rahmen der Tür stand Isaa Laquedem. Seine Blide glühten durch die Dämmerung wie ein paar Phosphorflammen.

Ulrikens Herz schlug bei dieser unerwarteten, unangemeldeten Erscheinung höher, als es je beim Anblick eines Mannes geschlagen hatte. Aber sie wußte jedes, auch das leiseste Zeichen von Bewegung im Ton ihrer Stimme zu unterdrücken, als sie mit anscheinend völliger Ruhe und Gleichgültigkeit sagte: „Ihr seid es, armenische Hoheit?“

„Ich bin es, augsbургische Majestät!“ sagte lächelnd der Prinz und trat einen Schritt vor. „Ich komme, um zum lehtenmal bei Euch mein Heil zu versuchen: Ihr habt unsere Geschenke und auch die reichsten verschmäht, Ihr habt unsere Bewunderung Eurer Schönheit verspottet — es bleibt mir nichts übrig, als Euch die Erfüllung des Wunsches zu bieten, zu dem allein Euer stolzes Herz sich herabläßt.“

„In der Tat, Prinz Isaa, ich danke Euch, daß Ihr in meinen Worten nicht, wie andere Männer getan hätten, eine Anwandlung von eilem Übermut oder eine phantastische Laune erblickt habt. Ihr habt den tiefen Seelenernst darin erkannt; ich danke Euch: und so darf ich Euch auch gestehen, daß Ihr der einzige Mann auf Erden seid, von dem ich erwartet habe, daß er mich verstehen, ja auch, wenn es ihm anders möglich, zu meines Wunsches Erfüllung wohl gar die Hand reichen werde!“

„Wohl denn, kühne Frau; ich will Euch in eine Lage bringen, verfehle der Mann, den sie Prinz Isaa nannte — „worin Ihr die Kraft Eures Geistes und Eures Entschlusses Stärke zeigen könnt, und die, wenn Ihr sie übersteht, Euren Mut höher stellen wird im Munde der kommenden Geschlechter, als den Mut, den ein Mann zu zeigen weiß.“

„Ah — das wolltet, das könntet Ihr?“ rief Ulrike halb freudig, halb erschrocken aus, „und wird sie nicht meine physischen Kräfte übersteigen, Eure Aufgabe?“

„Nein! Wenn etwas in Euch erliegt, so wird es nur Euer Mut, nicht Eure physische Kraft sein.“

„Wohl, so halt' ich fest an meinem Wort. Sagt mir, was soll ich tun?“

„Ihr sollt nur mit folgen; nur, soweit ich's verlange, Euren Schritt an den meinen heften; ich werde nichts anderes von Euch heißen, als daß Ihr mich auf einer Wanderung begleitet und daß Ihr auf dieser Wegfahrt mit mir ertraget, was ich, der Mann, ertrage; wenn Euer Mut dieser Wanderung trozt, so sollt Ihr wohlbehalten, ohne daß ein Haar Eures Hauptes gekümmert wäre, nach Jahresfrist wieder in diesem sicheren Kabinett ruhen, ganz so wie heute, nur mit dem Unterschied, daß Euch dann der Ruhm geworden, überwunden zu haben, was noch kein Sterblicher, außer mir, vermochte; wenn Euer Mut sich besiegt erklärt, dann —“

„Nun dann?“ fiel Ulrike voll Spannung ein.

„Dann bring ich Euch heim als ein gebrochenes Weib, vielleicht mit erbleichtem Haar, ein krankes Weib, dessen Stolz am Boden liegt. Darum besinnt Euch wohl — prüft Euren Mut, bevor Ihr sagt, ich bin bereit!“

„Und Ihr schwört mir, daß es nur auf meinen Mut, nur auf ihn ankommt?“

„Ich schwöre es Euch!“

Prinz Isaa war der letzte Mann auf Erden, vor dem Ulrike von Hahbed, als sie diese Versicherung empfangen, hätte ihre stolzen Worte widerrufen und sich zag und weiblich zeigen mögen.

Sie antwortete mit fester Stimme: „So habt Ihr mein Wort. Ich bin bereit!“

„Nun wohl, so gebt mir zum Pfande einen von den goldenen Reifen, die Eure Finger schmücken.“

Ulrike reichte ihm einen schlichten goldenen Reif.

„Wenn sich das Jahr zu Ende neigt, hole ich Euch ab.“

„Ich will Euch erwarten,“ verfehte Ulrike von Hahbed und reichte dem Armenier die Hand zum Abschied.

Isaa Laquedem ging.

Die schöne Ulrike hatte sich noch nicht lange allein ihren Gedanken über das Abenteuer, dem sie sich verlobt, hingeben können, als ihre Einsamkeit abermals gestört wurde und sich der Oberstjägermeister von Rodenstein bei ihr melden ließ. Wunderbarerweise waren des neuen Besuchers Worte, dem Inhalte nach, denen des armenischen Prinzen so ähnlich wie ein Taotropfen dem andern. Der Weidmann verlangte als Mutprobe grade so wie der Prinz, daß sie ihn begleiten möge; er schlug jedoch der schönen Frau statt einer Wanderung vor, mit ihm hoch zu Roß seine Jagdlust zu teilen. Als nun endlich gar der holländische Admiral in das Kabinett trat und mit feierlicher Stimme der Königin Ulrike volle Sättigung ihres Wunsches bot, falls sie mit ihm eine Lustfahrt auf seinem Admiralschiff auf die hohe offenbare See hinaus unternehmen wolle, da erschien der schönen Frau das Ganze fast wie ein von ihren Galanen verabredeter Scherz; aber die ernststen Mienen ihrer Besucher und die selbst feierliche Weise, womit diese heut auftraten und ihre Worte vorbrachten, widerlegten alsbald solche Annahme und Frau Ulrike verfehte deshalb ganz ebenso ernst: „Ich bedaure, ihr werdet Herren, daß ihr beide zu spät kommt: ich habe mich leider allbereits zu einer Wanderung mit dem Prinzen Isaa verjagt, der auf derselben ebenfalls meine Ausdauer und meinen Mut zu prüfen gedenkt; aber ich freue mich eures Antrags, denn falls ich, was ich nicht hoffe, aber was möglich ist, bei jener Fuhreise ermüden sollte, so will ich mir gern gefallen lassen, eines Eurer Rosse zu besteigen, Herr Jägermeister von Rodenstein; und würde mir der Ritt ebenfalls zu beschwerlich werden, so will ich mit Freuden einen Platz in Eurer großen Kajüte annehmen, Herr Admiral von der Dedden! Ich weiß nur nicht, wie ihr es alsdann anstellen wollt, just zur Stelle zu sein, um mich zu empfangen, wenn der Augenblick eintritt, wo ich eurer Einladung folgen will.“

„Laßt das unsre Sorge sein, edle Frau — Ihr sollt auf uns nicht harren dürfen“, antworteten die Männer beide und baten dann beide ebenfalls, wie Isaa Laquedem es getan, zur Befräftigung um ein Ringlein von der weißen schmalen Hand Ulrikens. Sie gab es ihnen bereitwillig und ihren Handschlag ernst lächelnd dazu.

5.

Die Tage wurden kürzer und kürzer, und das Ende des Jahres nahte. Ulrike sah ihre drei galanten Kavaliere immer seltener bei sich, und wenn sie dieselben sah, fand sie diese früher so ausgelassenen, wilden Männer jedesmal düster und einsilbiger geworden. Von ihrer Verabredung weiter zu sprechen, vermieden sie und lenkten das Gespräch auf etwas anderes, wenn Frau Ulrike davon zu reden begann. In den Weinstuben, wo sie einkehrten, ging es dagegen desto lauter und unbändiger her. Mit jedem Tag wurden die drei Fremden leidenschaftlicher im Spiele, mit jedem Tage erfannen sie abenteuerlichere Anschläge; eine innerliche Unruhe schien sie erfasst zu haben, die schier nicht eher aufhörte, sie zu quälen, als bis alle drei sich bis tief in die Nächte hinein in die wildeste Aufregung gerast. Nach und nach verloren sich denn auch die Freunde und Genossen von ihnen, über deren Kräfte dies wilde und tolle Wesen hinausgehen begann, und endlich, als die Weihnachtszeit da war, hatten sie auch den letzten und zähesten ihrer Getreuen verschreckt, der nun mit Angst und Zittern einem Rumpen gefand, es sei ihm klar geworden, daß die drei wilden Begleiter sicher gar nichts anderes als drei der Hölle entlaufene Teufel seien.

So war der Freitag vor dem Neujahrstag von 1702 herangekommen; es war nun just ein Jahr, seit Isaak Laquedem als ausgeplündert Wanderer vor den Augen des Monsieur Flachs in den „Drei Mohren“ aufgetaucht, und wieder war es um die Dämmerstunde. Aus dem großen Einfahrtstore des Gasthauses rollte die schwerfällige Reisefarosse des Admirals van der Neden und bog über den Weinmarkt in der Richtung, woher sie gekommen, dem roten Turmtore zu. Wenige Augenblicke darauf kam im Innern des Hauses der Oberstjägermeister von Rodenstein schweren Schritts, sporenklirrend die Stiegen herunter, bestieg sein bereitgehaltenes Roß und ritt langsam mit seinen Dienern davon, desselben Weges, wie auch er gekommen. Isaak Laquedem war noch beschäftigt, dem Aufwärter den Betrag seiner letzten Rechnung in blanken Goldstücken auszusahlen; dem Aufwärter — denn was Monsieur Flachs anging, so war der, seitdem er sich von seinem hüzigen Fieber erholt, geistig nie recht wieder zu sich gekommen, sondern tief-sinnig und verwirrt im Kopfe geworden; er hielt sich teilnahmslos von allem, was im Hause vorging, in seiner Hinterstube eingeschlossen, die er nicht mehr zu verlassen bewogen worden, seit die drei fremden Herrschaften unter seinem Dache herbergten.

Endlich kam auch der armenische Prinz aus seinen Gemächern. Er hatte seine Leute und Pferde durch das Göggingertor vorausgesendet. In einen langen, dunkeln Mantel gehüllt, verließ er die „Drei Mohren“, sobald er aber von dem Gasthofe aus nicht mehr gesehen werden konnte, änderte er die Richtung seines Weges, wandte sich auch dem roten Turmtore zu, und wanderte durch das lechtere zur Stadt hinaus. Als er im Freien angekommen war, schlug er einen Fußsteig ein, der über einen weiten Weidgrund zu dem großen Stadtwalde führte, an dessen Saum der Lech vorüber fließt. Nach einer Viertelstunde hatte er eine Stelle erreicht, die der Volksmund „An den sieben Tischen“ nennt. Hier stand eine gewaltige, mehrere hundert Jahre alte Eiche, welcher der einsame Wanderer seine Schritte zuentke. Als er neben dem Baum war, blieb er stehen und sagte: „Bist du zur Stelle?“

Eine ebenfalls in einen schützenden Mantel gehüllte Gestalt trat rasch aus dem Schatten des Baumes hervor und hielt dann plötzlich, wie ungewiß und schwankend, den Schritt an.

„Ich seh', du hältst dein Wort. So komm!“ sagte der Wanderer.

„Ja, ich komme,“ antwortete die Gestalt mit einer wohlklingenden Frauenstimme, und als ob sie einen mutigen Entschluß über sich gewinne, kam sie, hing sich an den Arm des Armeniers und schritt an seiner Seite in die Nacht hinein.

Die Gestalten der beiden Wandernden traten nach einer Weile aus dem Dunkel der Waldung hinaus; ein flaches, unbegrenztes Gefilde lag vor ihnen, ohne Haus, ohne Baum, ohne Spur, daß je der Schritt eines Menschen in diese Einöde gedrungen. Es war das öde Lechfeld, über welches sie schritten. Im Osten hatte sich die volle Mondscheibe erhoben und warf die Schatten der zwei Fußgänger weithin auf die Heide. Der Wind fuhr kalt über die Fläche, mit leisem Säusen, als ob er sich ein stilles Lied fänge in seiner Freude an der widerstandlosen, unendlichen Ebene, über die er dahinfahren durfte.

„Es ist seltsam,“ sagte nach einer Weile die eine der beiden Gestalten — es war die Stimme Frau Ulrikes — „es ist seltsam, wir sind doch unster zwei, der Mond aber wirft drei Schatten hinter uns.“ Der andere blickte um sich; er stieß leise einen Fluch aus.

„Du wirst dich gewöhnen müssen an das Seltsame,“ versetzte Isaak Laquedem dann zu Ulrike gewendet.

„Es ist,“ hob nach einer Weile dann wieder die Frau an, „als führe der Wind mir einen starken Modergeruch zu.“

„Das ist der Moder meines Gewandes.“

„Weshalb tragt Ihr ein solches Gewand, und einen plumpen Stab, der wie der Knüttel eines Bauern ist?“

„Weshalb —! Weshalb schwebt jene Mondescheibe dort empor — weshalb pfeift der Wind durch diese Wacholderstaude neben uns? Frag' mich nie nach dem Weshalb: es gibt keine Antwort auf diese Frage.“

„Wohin führt Ihr mich? Wir schreiten in der Richtung der Alpen fort; werden wir gen Tirol wandern?“

„Weiter!“

„Gen Italien?“

„Weiter!“

„Nach Eurem Lande Armenien also?“

„Weiter, weiter!“

Ulrike schwieg erschrocken vor diesem furchtbaren „Weiter!“

„Sehnst du dich heim bereits?“

„Nein!“ antwortete Ulrike mit starker Stimme.

„Ich will dir den Weg durch Erzählungen kürzen. Ich habe viel gesehen, viel erlebt.“

„Ich glaube, Isaak Laquedem, Ihr seit viel älter, als Ihr scheint! Ihr redet plötzlich mit der Stimme eines alten Mannes.“

„Vielleicht,“ versetzte Isaak; „ich sah wenigstens wie man zu Straubing die Bernauerin, der du an Schönheit gleichst, übers Brückengeländer in die Tiefe warf; ich stand dabei und schaute zu. Willst du hören wie Kaiser Max sein Weib verlor, wie sie auf der Falkenbeize den Hals brach?“

„Laßt sie, laßt sie,“ unterbrach ihn Ulrike; Ihr belügt mich ja doch nur mit solchen Worten; sagt mir lieber, was jener flatternde, dunkle Schatten bedeutet, der dort im Kreise um den Hügel schwebt? Er ist wie eine Gestalt, die bald die Hände zu erheben, bald sie wehklagend zu ringen scheint.“

„Das ist der Geist eines erschlagenen Kaufmanns aus Nürnberg, der vor zweihundert Jahren in jenem Hügel verscharrt wurde.“

Ulrike zog ihren Mantel fester um sich und drängte sich an ihren Begleiter.

„Ich sah ihn, wie er frisch und wohlgemut auf einem Saumroß den Brenner überstieg; er brachte eine große Summe aus Venedig heim und Stegreifleute hatten es ausgekundschaftet.“

„Ihr saht ihn — vor zweihundert Jahren? — Vor zweihundert Jahren? Sprecht Ihr denn wirklich . . . die Wahrheit?“ rief Ulrike atemlos erschrocken aus.

„Ich kann dir von Gesehnissen berichten, die noch älter und die sich zutragen unter diesen meinen Augen. Siehst du dort vor uns in geringer Ferne den Spiegel eines Weihers im Mondenlicht schimmern? Von Zeit zu Zeit hebt und senkt sich etwas über den Uferbänken — es taucht der Schädel und die Brust eines weißgebleichten Gerippes über dem Wasser auf, wie eines Badenden. Siehst du?“

Ulrike wandte schauernd den Blick ab. Der andere fuhr fort: „Ich stand an diesem Weiber, als Kaiser Otto sein schweiß- und blutbedecktes Roß darin trinken ließ, nachdem er auf diesen Feldern hier die Ungarnschlacht geschlagen!“

„Um Gottes willen, wer bist du?“ stöhnte das entsezte Weib und hielt ihren Schritt an.

„Weiter, weiter!“ sagte Isaak Laquedem; „ich darf nicht rastend stehenbleiben, wir müssen weiter!“

„Keinen Schritt, bevor du mir antwortest!“

„Wer ich bin — das weißt du doch nicht?“

„Sprich es aus — wer bist du?“

„Nun wohl — ich bin Ahasver, wie ihr mich nennt, oder Joseph, wie Ananias mich taufte, oder Cartaphilus, der Jude von Jerusalem.“ Ulrike stieß einen Schrei aus. Ihre Glieder versagten ihren Dienst; sie sank in die Knie.

„Ist dein Mut dahin?“ — sagte Ahasver mit Hohn — „erliegt du unter der Last einer Nacht, stolzes Weib? Der Mann vor dir steht aufrecht unter siebzehnhundert Jahren!“

## Der Flugmotor

Von Otto Ludwig

Vierzehnhundert Touren! Ho! Wie das schafft!

Der Propeller rast nur durch meine Kraft,

Er zieht die Maschine in Aethers Höhn,

Ich lasse dem Menschen die Himmel sehn.

Ich brülle vor Lust und wilder Gewalt,

Dem Flieger erzwing ich im Haltlosen Halt;

Durch Wolken und Winde reiße ich ihn fort,

Für mich Zeit und Raum — nur ein nichtiges Wort.

Mir zünden Explosionen im Leibe von Stahl,

Gepreßtes Gas flammt in donnernder Qual,

Ich zitt're und hebe im kreisenden Schwung,

In hundert von Vibern saug' ich öligen Trunk.

Und wenn ich es will, dann setze ich aus!

Türkisch erstirbt mein wüßtes Gebraus —

Pilot sei bedacht, so bang ist dein Blick,

Jetzt fliege und lande, ich neide dein Glück!

\*

„Ich habe im Wettkampf der Entschlossenheit mit einem Menschen ringen wollen — mit einem Geist, einem Gespenst habe ich nichts zu schaffen!“

„Ich bin kein Gespenst; ich bin ein Mensch wie du, — dieser Leib ist lebend wie der deine. Nur wenn ich hundert Jahre gewandert habe, dann ergreift mich ein gewaltiges Siechtum, ein heißes Fieber kommt über mich und während desselben erfrischt und verjüngt sich mein Leib genau zu jener Kraft und jenem Aussehen, das ich damals hatte, als ich die Hand erhob wider ihn!“

Ahasver streckte bei diesen Worten die rechte Hand in die Höhe; er stand vor der bebenden Frau, umflossen von dem kalten Mondlicht, das nur zitternd und scheu auf seine im Winde flatternden Gewänder niederzugleiten schien, wie das verkörperte Grauen, wie die Bildsäule des Schreckens.

„Denn sieh,“ fuhr er zu reden fort, „wenn diese Verjüngung eingetreten, ist mir ein Jahr der Rast vergönnt. Dasselbe Ruhejahr nach einem Jahrhundert der Qual ist denen vergönnt, die, wie ich die Erde, so verdammt sind, das Meer und die Luft zu durchziehen. Und die wie ich lebende, bis ans Ende der Zeiten lebende Menschen sind, über die der Spruch lautet, daß der Tod nicht die Hand darf legen an sie. In deiner Vaterstadt nun haben wir eine solche Jahresrast gehalten — bis heute, wo sie zu Ende ist.“

„Laß mich heimgen,“ sagte Ulrike, indem sie alle ihre Kräfte zusammenraffte, um sich zu erheben.

„Heimgen? Glaubst du, ich ließe dich? Du bist in meiner Hand. Du sollst die öde Einsamkeit meiner Wanderschaft teilen. Glaubst du, mir graute nicht vor dem Alleinsein? Komm!“

Ulrike stieß abermals einen Schrei aus und fühlte, daß ihre Sinne nahe daran seien, ihr zu schwinden.

Da fiel ihr Auge auf den unerklärlichen dritten Schatten, der ihnen lang nachflatternd vom Walde her gefolgt war. Dieser Schatten begann in eine eigentümliche Bewegung zu geraten; er zog sich zu gewöhnlicher Menschenlänge zusammen, erhob sich leis und allmählich und nach einigen Augenblicken stand ein dürrer, schmaler schwarzer Mann vor dem zitternden Weibe. Zugleich ließ sich eine heisere Stimme, die nicht aus dem Munde des Schwarzen, sondern mehr wie von der ganzen hageren Gestalt ausgehend klang, vernehmen.

„Nur Mut — nur Mut!“ sagte diese Stimme und ließ dann ein merkwürdiges, höhnisches Lachen folgen. „Weshalb willst du nicht mit dem melancholischen Schnellläufer Cartaphilus da gehen? Du wirst Gelegenheit haben, den Lauf der Welt und die Herzen der Menschen zu erkennen. Ist nicht Erkenntnis das Höchste, was ihr Menschentum erstreben könnt? Und hast du nicht dein Leben daran gesetzt, die Männer zu übertreffen? Geh und wandle an der Seite dieses rastlosen Mannes! Er wird dir die Schicksale von zwei Jahrtausenden mitteilen und dir die Gestalten zeigen, die über den Gräbern ihrer Taten umwandeln: an seiner Seite erblickst dein Auge, was seines erschaut. Geh, und wenn du einst heimkehrst, wirst du, des magst du nicht zweifeln, gelehrter sein als alle Männer aller Zeiten!“

„Komm!“ rief Ahasver noch einmal mit drohender Stimme aus und ergriff den Arm Ulrikes.

„O Gott — o barmherziger Gott im Himmel, ist denn keine Rettung!“

„Du wendest dich an den Unrechten,“ sagte der Schwarze. „Er erbarmt sich der Menschentum nicht. Aber ich; verschreibe mir deine Seele — so will ich dich retten!“

„Nimm meine Seele — ich gelobe sie dir — aber schütze mich, schütze mich!“

„So laß sie und geh, Ahasver!“ sagte der Schwarze gebietend.

„Ich weiche dir, Verfluchter,“ versetzte der Jude von Jerusalem; „du aber, Weib, bist nicht befreit, wenn auch ich dich fahren lasse!“

Er streckte seine Hand drohend gegen den Horizont aus, auf ein fernes dunkles Wolkengebilde deutend. Dann wandte er sich und ging mit großen Schritten, als wolle er die Versäumnis der kurzen Rast einholen, davon, über die nachbedeckte Heide fort.

Ulrike sah es nicht; sie hatte auch die deutende Gebärde, die er gemacht, nicht mehr gesehen; sie hatte ihre Augen, ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckt. So rief sie alles an, was von Mut und Entschlossenheit in ihrer Seele lag, um sich aufrecht zu erhalten und dem schrecklichen Eindring dieses Augenblicks Trost zu bieten. Es war ihr, als habe sie in göttloser Verwegenheit eine verbotene Stelle betreten und sei ins Bodenlose gestürzt und sinke nun immer tiefer und tiefer in die Abgründe, bis zum Schlunde der Hölle. Grauenhafte Strafe dafür, daß sie gegen die warnende Stimme in ihrem Innern aus Hochmut sich verstoßt hatte, als am Tage vorher der schaurige Jude von Jerusalem zu ihr gekommen war und sie aufgefordert hatte, ihn an dem folgenden Abend an der Eiche im Stadtwalde zu erwarten, weil nun die Zeit der gemeinsamen Wegfahrt gekommen sei! Hatte in seinen dunklen Reden, seinem düsteren Wesen nicht genug des Warnenden gelegen, ja, war es ihr nicht gewesen, als stehe hinter diesem Manne das Grauen und die Verdammnis? Und doch war sie heimlich von den Thren fortgegangen, ihr Wort zu lösen, — sie hätte jetzt in blutige Tränen ausbrechen mögen! Der Schwarze aber schreckte sie auf.

„Blicke empor,“ sagte er — „dorthin!“

Er streckte die Hand in derselben Richtung aus, in welcher Ahasver dräunend gedeutet hatte auf ein dunkles heranziehendes Gewölk. Als Ulrike ihre Blicke dorthin wandte, sah sie, wie sich heftig bewegte Gestalten daraus loslösten, Rosse, Reiter, Anholde; der Nachtwind trug ein wüstes Rufen und Klirren und Gebell an ihr Ohr — immer lauter und lauter, bis sie das Wiehern der Rosse, das Knallen der Peitschen, das Geheul der Rüden, den Weheschrei gehehter Tiere deutlich unterschied.

„Siehst du sie kommen?“ sagte der Schwarze; „es ist das wilde Heer; der wilde Jäger sprengt seinem Troste voran und an seiner Seite führt er ein leeres, gefaltetes Ross —“

„O Gott!“ stöhnte Ulrike und klammerte ihre Hände krampfhaft in die Kräuter und Gräser des Bodens fest.

„Albst du, für wen der Rappe mit dem leeren Sattel bestimmt ist, den dein feuriger Galan, der Rodenstein führt?“

Ulrike war einer Antwort nicht mehr mächtig. Sie sank bewußt- und leblos zu Boden.

Der Schwarze stieß wieder sein leise merkwürdiges Lachen aus. „Auf Wiedersehen, kühne Frau!“ sagte er und dann zerrann die ganze Gestalt niedersinkend in den Schatten, in dem sie zuerst erschienen war; dieser Schatten dehnte und verflüchtete sich, so wie der Schatten einer windgejagten Wolkennasse, die über das Antlitz der Sonne zieht, auf einer Berghalde dahinflattert.

Die ohnmächtige Frau aber blieb nur wenige Augenblicke allein. Brausend stürmte das wütende Heer heran und über sie fort und es blickte eine hohe ritterliche Gestalt, die plötzlich vor ihr stand, auf sie nieder.

Es war dieselbe Gestalt, die vor wenigen Stunden sporenklirrend und mit goldener Waffe umgürtet, die Stiegen in den „Drei Mohren“ niederschritt; noch immer hoch, stolz und gebietend, obwohl jetzt statt der reichen Kleidung die verwitterten Gewänder einer längst begrabenen Zeit, dem Anzug eines alten Kriegers aus den Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts ähnlich, sie umhüllten. Hinter dem Reiter bäumten sich zwei schwarze, die feurigen Mäulern weit aufschauende Rosse.

„Komm!“ sagte der dunkle Reiter, streckte den Arm nach Ulrike aus und hob sie wie eine federleichte Last auf eines der Rosse, das einen Quersattel trug, und auf dem das ohnmächtige Weib von diesem Augenblicke an so fest saß, als sei sie mit Riemen daran geschnallt, als sei sie verwachsen mit dem furchtbaren Tiere. Im nächsten Augenblicke war auch der Reiter in dem Sattel des andern Pferdes und beide flogen nun über das Gefilde dahin. Anfangs blieben die Hufe der schnaubenden Renner unten an der Erde, während oben über ihnen das wilde Brausen und Lärmen dahinslutete, nur flogen die beiden Rosse schneller als das wütende Heer; der tobende Troß blieb allgemach eine Strecke zurück, und nun hoben sich jene allmählich höher und höher auf und sprengten endlich durch die Luft turmhoch über die Erde fort.

Ulrike war längst erwacht aus ihrer Bewußtlosigkeit, der kalte Wind, der um ihr Gesicht blies, und in dem ihre Haare aufgelöst weithin nachflatterten, hatte sie erweckt, die pfeilschnelle Bewegung ließ ihn mit doppelter Schärfe ihre Wangen peitschen.

6.

„Hussah!“ sagte der Reiter neben ihr. „Das ist ein lustig Reiten, schöne Frau — ist's nicht? Hört Ihr, wie meine Meute lautet?“

Ulrike atmete tief auf. Es war ein wimmernder Angstschrei, der dabei ihrer Brust entquoll.

„Wo ist deine Zuversicht, Weib?“ fuhr der wilde Reiter fort. „Fasse dich! Ahasver hat dich erschreckt mit den Geistern der Toten, die er dir zeigte. Ich will sie dir verhüllen und dich nichts erblicken lassen als die Geister der Lebenden, deine Prüfung soll leichter sein!“

Der Reiter sagte diese letzten Worte mit einem Ausdruck, der wie tiefer Hohn klang.

Die Richtung, in welcher sich der gespenstische Zug fortbewegte, war derjenigen, in welcher Ulrike vorher geführt worden war, gerade entgegengesetzt. Wäre es Tag gewesen, so hätte sie im Gewirre der dunkelbeschatteten Täler und der Hügel unter sich die waldbewachsenen Höhen des Frankenlandes erkennen können. So aber erkannte sie nichts als die düsteren Umrisse der Tiefen und Höhen, der Wälder und der Ebenen, über die sie rastlos dahinbrauseten. Dies alles aber war bei dem dämmerigen Mondlicht so verschwommen in ein und dasselbe nächtliche leichenhafte Grau, daß es aussah wie eine von allem Leben verlassene Schöpfung, wie ein ödes Gefilde, über das der Tod geschritten. Diese Erde, die mit endlos ausgedehntem Horizont sich da unten in die Nacht erstreckte, von der kein Ton und kein Laut empordrang, als höchstens ein klagendes Geheul des Windes aus den Waldwipfeln der höchsten Höhen, über welche der Zug dahinfuhr, — diese öde, traurige Erde schien wirklich in den Banden des Todes zu liegen, oder unter einem Fluche erstarret zu sein, der auf sie gefallen, um sie ewiger Verlassenheit zu überliefern. Und als würde dieser Welt der Trauer und des Sterbens der Bote dieses Fluches gesandt, schwebte der Zug des wilden Heeres mit lautgegendem Hohnrufen, mit langgezogenen Hifthornklängen, mit wuterfülltem Rüdengeheul und mit all seinen grauenhaften, ent-



Friedrich der Große

Nach einem Holzschnitt von Adolf v. Menzel

schlichen Nachtgestalten über die dämmerige Schädelstätte dahin. Das alles war so furchtbar, daß Ulrike, um nicht den Tod davon zu haben, sich vorstammelte: „Oh, dies alles ist nur ein Traum, ein furchtbarer Traum — es kann ja nichts anderes als ein Traum sein!“

Nach einer Weile schimmerte in der Ferne ein weißes Gewässer auf und der Mond trat aus den Wolken hervor, so daß es wie ein silberglänzendes, weit ins Land hineingeworfenes Band erschien. An seinem Ufer, auf einem Hügel, der das Stromtal beherrschte, hoben sich dunkle Umrisse von Mauern, Türmen, Giebeln aus hohen Pappelgruppen und Baumwipfeln empor. Es war eine düster dräuende Masse, in der Ulrike, sowie sie näher kam, immer deutlicher die einzelnen Bauteile eines großen und schönen Schlosses erkannte. Zugleich senkte sich der Flug der Kofse; der Wille des Rodensteiners schien sie ohne Zuruf und Zügelruck zu lenken. Sie schwebten immer niedriger und langsamer, bis sie dicht an einer matt erleuchteten Fensterreihe des Palastes vorüberzogen, während oben, über die Türme und Ecken des Gebäudes fort, der Troß dahinstürmte.

„Blick hinein!“ sagte der Rodensteiner zu Ulrike, und diese warf, unwillkürlich gehorchend, einen Blick in den erleuchteten Raum des Schlosses. Sie sah einen Mann im Nachtgewande neben einer Wiege stehen, in welcher ein Kind schlummerte. Im Hintergrunde schlief eine Wärterin in einem Armfessel. Der Mann war heimlich herbeigeschlichen, um das Kind zu erdrosseln, das seinem habgierigen Verlangen nach einem größeren Erbe im Wege stand. Aber er hatte nicht den Mut, die Tat zu begehen. Ulrike blickte in seine Züge und las in diesen jeden seiner Gedanken; sein ganzes Innere lag offen vor dem Blick da, welchen sie auf ihn warf. Sie sah die Seele ohne die Masse des Körpers. Trotz aller Schreden dieser Nacht war etwas so namenlos Widriges, Abscheuliches noch nicht vor ihrem Auge ausgetauscht, wie der Anblick dieses vor ihr wie durchsichtig gewordenen Mannes. Ulrike wandte, vom tiefsten Entsetzen durchschauert, den Kopf ab. Sie hatte nicht geahnt, daß die Schöpfung etwas auch nur entfernt diesem Anblick an Häßlichkeit Ähnliches umschließe.

Die schnaubenden Kofse trugen sie weiter. Sie nahen sich den düster aufragenden Mauern und Türmen einer Stadt, aus deren Fenster nur hier und da noch ein schwaches, falbes Licht schimmerte, während in den engen und gewundenen Gassen alles Leben erstorben war. Ein paar jener erleuchteten Fenster, aus denen ein helles Licht quoll, ließen in das Innere eines hohen Hauses nahe am Tore blicken.

Der Flug der Kofse hemmte sich den glänzenden Scheiben der Fenster gegenüber; Ulrikens Blicke drangen unwillkürlich gezogen forschend in das erleuchtete Gemach. Eine Gesellschaft von vier Personen saß darin um einen runden Tisch gereiht. Sie spielten. Der Banthalter war ein hochgewachsener Mann, mit tahlrer Stirn, großer Habichtsnase und einem Mund, der fast ohne Lippen war. Ulrikens wunderbar geschärft Auge drang wieder bis in das Innere seiner Seele. Es war eine Seele, die sich ein Viertelhundert lang in Sünde und Laster groß gezogen hatte, zu einer Gestalt von so furchtbar verzerrten, höllischen Zügen, daß ihre Häßlichkeit das scheußlichste Gewürm, das modererfüllte Abgründe oder der Schlamm der Verwesung nähren, weit hinter sich zurückließ. Von den andern Spielern trug einer, der jüngste, den Ausdruck unendlicher Leere und Ode in seinem Gesichte; was aus seinem Auge sah, war weniger als das, was aus dem Auge eines Schafes blüht; es war das helle Nichts. Auch war nichts weiter bei ihm sichtbar, als dieser äußere Ausdruck. Er war nur Masse. Die zwei andern waren Menschen, die sich durch eine glückliche Flucht aus den Ketten gerettet hatten, in welchen sie die Gerechtigkeit gehalten; sie waren unter die Menschen zurückgekehrt mit einem grimmigen Durste, sich an ihnen durch soviel Unheil zu rächen, wie es nur immer in ihrer Macht liege. Ihre Seelen, deren Gestalten, wie des Körpergewandes aus Fleisch und Blut entleidet, vor Ulrikens Augen in nackter Scheußlichkeit dastanden, zeigten ein Gemisch von Verzweiflung, Blutdurst, Empörung, Zerstörungslust und Wut gegen Gott, daß dieser Anblick durch seine unaussprechliche Widrigkeit alles übertraf, was ausschweifende Künstlerphantasien je erfunden haben, um die Sünde, das Laster und das Böse darzustellen, wie es am Tage des Weltgerichts dem Schlunde der Hölle entquillt oder sich einsamen Asketen naht, um sie zu versuchen.

„Ich kann nicht mehr!“ sagte Ulrike mit einem herzbrechenden Schrei, als ihr Auge über diese letzte Erscheinung fortgeglitten war.

„Du kannst nicht mehr?“ tönte eine Stimme voll Hohnes von dem nächtlichen Reiter an der Seite des unglücklichen Weibes her. „Du kannst nicht mehr? Und doch zeige ich dir keine Grauegepenster der Toten wie Alhasver, sondern nur deine Mitgeschöpfe, nur lebende Menschen, wie sie sind ohne ihre Hülle von Fleisch und Blut.“

„O die Toten sind unendlich weniger grauenhaft als die Lebenden! Dort unten um jene Kirche seh' ich Grabhügel aufgeworfen und Kreuze im Mondschein blinken. Laß mich dorthin flüchten, zu den Toten auf dem Friedhofe!“

„Du sehnst dich zu den Toten!“ sagte der Rodensteiner mit einem furchtbaren, Ulrike ins tiefste Mark schneidenden Hohnlachen. „Ich glaube es. Glaubst du, ich täte es nicht?! Aber weiter — weiter — Husa, mein wütendes Heer!“

Er wandte sich im Sattel zurück und schwang heftig seine Peitsche, seinem Troße winkend. Das Rüdengeheul, der schneidende, lang hinballende Ton der Hifthörner, der Wehruf gekelter Tiere verdoppelten sich und fort stürmte der Zug über die Dächer der Stadt, in der die Schläfer erschrocken emporfuhren und sich betrezugten, während aus den Schalltönen der Türme Eulen und Dohlen tröhnend aufplatterten.

Die Höhenzüge und Wellungen des Bodens, welche Ulrike bisher unter sich wahrgenommen hatte, hörten nach und nach auf. Eine unendliche Ebene, nachbedeckt und öde, nur hie und da von dunklen Fichtenwaldungen durchschnitten, dehnte sich unter ihr aus.

„Dort unten fern in jenem Burghaus, das du aus dem Tannenwalde dich erheben siehst,“ sagte der Rodensteiner nach einer Weile, „sitzt ein Gefangener im Kerker, der mit Tagesgrauen gerädert werden wird. Blide ihn an — wir wollen daran vorüber.“

„Erbarmen — ich kann nicht!“ stöhnte Ulrike.

„Ist das dein Mut, Weib? Fasse dich. Denke bei seinem Anblick, so häßlich er sein mag: der Elende ist da, um nach wenigen Stunden auf ewig vernichtet zu sein!“

„Auf ewig vernichtet?!“

„Ja! Glaubst du, diese Seelen, die ich dir zeige, gingen zu den Toten? Ins Land der Toten gehen wenige; nur die Starken überleben das Sterben, nur ganz ungebrochene Seelen. Die andern hören auf. Sahst du nicht jenen Spieler, dem das Nichts aus den Augen blickte? Was ist in ihm, das kräftig genug wäre, das Sterben zu übersehen? — Da ist der Kerker.“

Die Kofse sausten dicht an den Wipfeln einer kleinen Waldung dahin, dann senkten sie sich zu einem altertümlichen, von dreifachen Wassergräben umgebenen Gebäude hinab, und Ulrike fühlte sich an einem vergitterten Fenster vorübergetragen, durch das sie einen Blick warf, der wieder wie magnetisch in die dumpfe, von einer Lampe erhellte Zelle hineingezogen wurde. Aber die Prüfung war zu stark. Sie sank wie gebrochen auf ihrem Sattel zusammen. Ihre letzten Kräfte drohten sie zu verlassen.

Da war es, als ob ein unsichtbares Etwas, ein ihre ganze Gestalt durchdringender Anhauch irgendeines Wesens sie neu belebe und stärke. An ihrer Seite nahm sie zugleich einen in gleicher Höhe mit ihr fortflatternden dunklen Schatten wahr.

„Hast du genug, kühne Frau? Bist du des Lusttritts müde?“ kicherte eine heisere, medernde Stimme. Es war die Stimme des Schwarzen.

„Rette mich, o rette mich!“ stammelte Ulrike.

„Um jeden Preis?“

„Um jeden Preis!“

„So laß sie fahren, laß sie hinunter, Hadelberg!“ sagte der Schwarze gebietend.

„Gibst du die Wette verloren, schwaches Geschöpf?!“ höhnte der Rodensteiner. „Nimm deine Kraft zusammen und ich will dir tausendmal Besseres zeigen, als ich dir zeigte. Ich will dich an Königsburgen vorüberführen und dich die Hirten der Völker sehen lassen, deren Leben nichts ist als ein großes Gastmahl Belsazars und ein Spottgesang auf die dräuende Hand, die ihr Urteil an die Wände der Zwingburgen schreibt. An die Tore der Spitäler, wo die Verstorbenen an der Krankheit „Elend“ sterben, an die Sterbebetten der Verbrecher, welche in Glanz und Ehren prunkten, will ich dich tragen; vorüber an der Höhle der Verschwörer und an der Kammer des Lasters; dann erst wirst du sagen können, daß du die Geister der Lebenden gesehen hast, und daß an Schrecklichem gegen sie die armseligen Geister der Toten, die über ihrem Grabe büßend die Hände ringen, sind, was ein Funke gegen einen Vulkan, ein Tropfen gegen das Meer, ein Taubenei gegen den Erdball! Komm!“

„Ich vergehe! ich vergehe!“ flagte Ulrike.

„Gehorche, Hadelberg — hinab!“ sagte der Schwarze drohend.

„Nicht eher, als bis sie im Bereiche des Totenschiffes ist,“ antwortete der wilde Jäger. „Hussa!“

Er wandte sich noch einmal im Sattel zurück, schwang seine Geißpeitsche und mit Sturmesile tobte nun das wütende Heer schnaubend und brausend über die lichtlose Ebene fort. Ulrikens Auge entdeckte endlich einen falben, fahlen Strich in weitester Ferne, über welchem das erste Grauen der Dämmerung aufschimmerte. Dieser Strich wurde breiter und heller, er umspannte immer weiter und weiter den Horizont — Ulrike erkannte das Meer.

Zugleich senkte sich wieder allmählich der Flug der Kofse. Nach und nach kamen sie dem Boden, der aus einer unabhsehbaren Sandfläche bestand, so nahe, daß ihre Hufe die Spitze des Sandhafers und der ärmlichen Halme berührten, welche die einzige Vegetation dieser öden Ufergegend bildeten. Noch war eine schmale Reihe von sandigen Hügeln zurückzulegen, bald lagen auch sie hinter den Hufen der pfeilschnellen Renner, und schneller wie der Gedanke ist, fühlte Ulrike sich nun aus dem Sattel gehoben und auf dem Abhang einer Düne auf den weichen feuchten, Sand niedergesetzt.

Einige Augenblicke vergingen, während welcher Ulrike nach Luft rang und ihre Sinne sammelte, da die Schnelligkeit der letzten Bewegung sie schwindeln gemacht hatte. Das wütende Heer hatte sich unterdessen gewendet; es war mit Blieseseile landeinwärts hinter den

Dünen verschwunden, und ein im Winde hinsterbendes Klirren und Säusen zeigte die Richtung an, in welcher es dahinstob.

Ulrike hatte ihr Gesicht in ihren Händen begraben; so, während ihr Busen stürmisch auf und nieder wogte, kniete sie auf dem festen Uferlande und flehte Gott um Fassung an.

Der Schwarze, der ihr fortwährend nicht von der Seite gewichen war, unterbrach sie.

„Blicke auf — sieh her!“ sagte er und legte seine lange, magere Hand auf ihre Schulter, während sein anderer Arm weit hinaus auf das graue, rollende Meer deutete, über dessen Horizont eben ein kaltes und falbes Gelb das Nahen der Morgenröte ankündigte. Ein Schmerz durchzuckte Ulrike an der Stelle, wo die schwere, knöcherne Hand sie berührte; sie blickte auf und folgte mit dem Auge der Richtung, nach welcher die hohe und schmale, schattenhafte Gestalt, die vor ihr stand, deutete. Sie sah dort die schwankenden Umrisse der Segel eines großen Schiffes, die auf- und niedertauchten über den hochgehenden und schaumgekrönten Wogen, und die größer und deutlicher wurden, sowie sie näher kamen; bald wurde auch ein schwarzer Schiffsrumpf sichtbar, von schwerer und plumper Form, wie ein massiger, breitgewölbter Bau. Das schimmernde, weißgebleichte Segeltuch war vom Winde hoch aufgebläht und doch fuhr das Schiff so rasch und leicht wie der Flug einer Möwe, grade und schnurstracks wider den Wind an, der vom Lande her blies.

„Da ist van der Dedden,“ sagte der Schwarze mit seinem medernden Lachen. „Wenig Augenblicke noch und du wirst an seinem Bord die Mannschaft seiner alten Seehunde wahrnehmen können. Der fliegende Holländer segelt mit dem Sturme um die Wette. Glück auf zu deiner Fahrt! Er wird dich nach Ulrika an die Goldküste bringen, wo er zuerst den Handel mit Menschenfleisch einfuhrte, der schlaue Spekulant; dann nach Ruba und Domingo, wo er seine erste Ladung von schwarzem Negervieh gegen Gold umsetzte; nach dem Cap der guten Hoffnung, das er einfiel, als ihn der Sturm zurückschleuderte, umfahren zu wollen schwur, trotz Wind und Strömung, trotz Bliß und Donner, trotz Gott und Teufel, und wenn er bis zum jüngsten Tage segeln müsse! Er segelt nun bis zum jüngsten Tage. Glück auf zur Fahrt, Weib! Du wirst auch die Bewohner des Ozeans und der Tiefe, in die noch kein Menschenauge drang, erblicken können!“

Das dunkle Geisterschiff schwebte näher und näher; schon wurden einzelne Teile des Baues sichtbar, während es mit der breiten schwarzen Brust majestätisch und drohend wie ein lebenerfülltes Ungeheuer die Räume der brausenden Wogen überstieg. Auf die geblähten Innenflächen der höchsten Segel hatte sich ein rotgelbes Glänzen gelegt; es war der Schein der Morgenröte, welche jetzt den Osten in ihre Purpurtinten hüllte und über die schwarzgraue unendliche Meeresfläche eine hellere, weißlich grüne Zone warf, die nach dem Horizont hin immer breiter wurde und auf der man weithin die krausen weißen Schaumwellen wie spielende Kobben sich tummeln und einander verfolgen sah.

„Blicke hin,“ fuhr der Schwarze fort, „van der Dedden steht vorn am Bug, und wenn du dein Auge ein wenig anstrengst, kannst du sehen, wie er dir mit dem Arme winkt. Hinter ihm stehen weiße ausgebleichte Gesellen mit höhlängigen Köpfen.“

„Hast du mich dazu gerettet?“ stammelte Ulrike verzweifelsnd.

Der Schwarze antwortete mit seinem medernden Hohnlachen. Dann sagte er: „Nur getrost, du weißt, daß ich dir nah und dein demütiger Diener bin. Du hast mir deine Seele dafür gelobt, daß ich dich vom Juden errettete, doch fehlt mir deine Handschrift noch mit einem Tröpflein Blut, damit der Pakt gültig werde.“

Er zog bei diesen Worten einen Streifen Pergaments aus seinem langen, dunklen Schülergewand hervor und rollte ihn vor den Augen Ulrikens auf; der erste Strahl der Sonne, deren oberster Rand in diesem Augenblick über der Wasserwüste emportauchte, fiel purpurrot auf blutige Schriftzeichen.

„Als Preis der Rettung aus der Gewalt Ahasvers hast du mir deine Seele gelobt; als den Preis der Rettung aus der Gewalt des wilden Jägers habe ich nur hinzugesetzt, daß du mir auch die Seele deines Kindes überlässest,“ fuhr der Schwarze fort. „Unterschreibe das — und damit du siehst, der Teufel ist edel und großmütig — sollst du dann ohne weitem Preis frei sein, auch von jenem, dessen Riel jetzt der Brandung naht.“

„Was — die Seele meines Kindes?“ schrie Ulrike, entsetzt aufstehend und beide Hände wie zur Abwehr gegen den Versucher ausstreckend, — das hast du geschrieben? — Mein Kind, mein Kind willst du, Satan?! Nein, nein, nimmermehr, — zerreiße mich, tauch jede Faser meines Leibes in eine neue Qual, stürz mich in ein Meer von Grausen und Entsetzen — meines Kindes Seele bekommst du nicht!

Weiche von hinnen, Verfluchter, ich habe nichts mit dir zu schaffen, — da ist deine Blutschrift, da!“

Ulrike hatte diese Worte, während welcher sie die Schriftrolle des Teufels in kleine Stücke zerriß und ihm ins grinsende, wutflutende Antlitz schleuderte, mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft ausgerufen; sie hatte die letzte Kraft ihrer gefolterten Seele, den letzten Odem ihrer Brust dazu aufgegeben. Jetzt fiel sie der Länge nach ohnmächtig auf den Sand der Küste hin. Die Sonne, die während des siegreich und einen Strom von Helligkeit auf das Meer und die Dünen ausgießend sich erhoben hatte, hüllte die hingegossene Gestalt des schönen unglücklichen Weibes in ein Gewand von glühenden Lichtstrahlen.

Der Teufel trat zur Seite in den lang hinflatternden Schatten, den die Segel des „Fliegenden Holländers“ auf das Gestade warfen. Dort erhob er zähneknirschend seinen langen schmalen Arm mit der dünnen Hand, wie zum Zeichen für den nahenden Seefahrer.

Von dem Totenschiffe her schnitt ein leichter, schmaler Rachen pfeilschnell durch die Brandung und kam ans Ufer. Im nächsten Augenblicke stand van der Dedden neben dem bewußtlosen Weibe. Wer diese Gestalt im Saus und Braus der Augsburger Lage gesehen, der hätte sie nicht wiedererkannt, wie sie jetzt, in weiten dunklen und verwitterten Schiffergewändern aus alter Zeit, einen rostbedeckten Dolch an der Seite, einen zerfetzten Spighut mit halb abgerissener Feder auf dem breitstirnigen Haupt, am Rande der unermeßlichen Wasserwüste dastand, die unter dem breiten Guß der Sonnenhelle sich zu glätten und zu ebnen begann. Es lag ein Ausbruch von unergründlicher Trauer in den wasserblauen stieren Augen, die mit einer Art von düsterer Teilnahme auf Ulrike Hahbed niederblickten.

„Nimm sie!“ rief ihm der Schwarze zu. „Nimm sie in deine alte Galeere und fahr' mit ihr über deine Meerestiefen dahin! Sie hat noch ein Restlein Muts in Vorrat. Sie will noch eine Prüfung.“

Er deutete bei diesen Worten mit seinem grimmigen Hohnlachen auf die Stüde des Pergaments, die am Boden lagen. Van der Dedden schüttelte langsam den Kopf. „Der Prüfung ist genug!“ sagte er; „sie hat sie überstanden. Sie hat größere Kraft als die eines Mannes gezeigt. Ein Mann, der dir seine Seele übergeben, hätte auch seines Kindes Seele nicht gespart in solcher Drangsal und Not! Sie war stärker als irgendein Mann, als wir, als du! Sie soll heimkehren. Du, alter Lindwurm, hast den Anschlag gemacht. Ihr Stolz und ihr Hochmut sollten sie in deine Hände fallen lassen. Jetzt stichst du geprellt, denn sie hat dich überwunden; die Mutter in ihr ist stärker denn du und all unsere Schreden. Nun sorg' auch, daß sie ungehärt und heil heimgelangt; laß sie heimtragen durch die Geister, so dir dienen.“

Der Schwarze stieß einen heftigen Laut des Zornes aus; dann begann sich seine Gestalt zu verflüchtigen und zu zerrinnen, als ob sie in den Schatten am Boden zerfließe, bis sie in wenigen Augenblicken mit einem letzten Ausruf des Grimmes verschwunden war. —

Als Ulrike aus ihrer Ohnmacht, die nach und nach in einen tiefen Schlummer übergegangen zu sein schien, erwachte, war es heller, später Tag, und sie befand sich wieder in ihrem Schlafabinett, im warmen Bette, als ob sie nie ihr Haus am Fronhof zu Augsburg verlassen. Ihr gegenüber stand das kleine Korbbett ihres Sohnes, dessen ruhige Atemzüge sie vernahm — Laute, welche sie mit einer unendlichen Freude durchströmten. Sie hätte das ganze Erlebnis der Nacht für einen schweren Traum halten können; aber auf einem Tische vor ihrem Bette erblickte sie eine ihr gehörende Silberschale, in welcher ihre verpfändeten drei Goldreifen lagen; und als sie sich erhob und zufällig ihre Augen ihrem Bilde im Spiegel begegneten, da nahm sie zu ihrem Schreden wahr, daß ihr schönes rabenschwarzes Haar grau geworden und daß ihre Züge um zehn Jahre gealtert waren.

Wie sie heimgekommen, darüber vermochte sie trotz alles Besinnens keine deutliche Vorstellung in sich zu erwecken. Nur dessen erinnerte sie sich, daß ihr im Traume gewesen, als ruhe sie auf etwas Dunklem, mit ihr Dahinschwebendem, und als würde sie so in wildschnellem Flug durch die Lüfte getragen; ob sie dabei auf einem Mantel oder einem drausenden Roffe geruht und ein wildes Gewirre phantastischer Gestalten und schauerlicher Bildungen sie lärmend umgeben; oder ob diese letztere Vorstellung, die sie nicht wieder abzuschütteln vermochte, sich durch den Ritt mit dem wütenden Heere ihr eingepreßt, darüber gelang es ihr nie, zur Klarheit zu kommen.

Ulrike Hahbed hatte jene Grauenmacht, in der sie so schweres Lehrgeld für die Lehre: wo des Weibes Stärke ruht, geben sollte, nicht sehr lange überlebt. Ihre letzten Tage waren zwischen frommen Übungen und der Erziehung ihres Sohnes geteilt. Sie ist um das Jahr 1705 gestorben und ruht auf dem Sankt-Anna-Kirchhofe in Augsburg.

Ende.

Lern überwinden, lern entsagen,  
Und ungeahnt erblüht es dir.

Das Glück, kein Reiten wird's erjagen,  
Es ist nicht dort, es ist nicht hier.

Fontane

## Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

### (Kurze Rückschau)

**Düsseldorf.** (Oper und Konzerte.) Aus Anlaß seiner fünfundzwanzigjährigen künstlerischen Tätigkeit in Düsseldorf dirigierte Dr. Alfred Fröhlich im Großen Haus als Gast die „Meisterfänger“. In früheren Jahren ist er an unserer Bühne sowohl Kapellmeister als auch eine Zeitlang Operndirektor gewesen. Bei dieser Wirksamkeit hat er sich stets mit größtem Eifer für die wertvollsten Werke des zeitgenössischen Schaffens eingesetzt. Späterhin hat er das gleiche Ziel als künstlerischer Anreger und feinsinniger Begleiter im Konzertsaal verfolgt. Doch außerdem hat seine ganz besondere Liebe stets den Klassikern gehört. Und so konnte er auch an seinem Ehrenabend von neuem seine großen Fähigkeiten als tüchtiger Wagnerdirigent erweisen. — Zur Erstaufführung gelangte die musikalische Komödie „Belfagor“ von O. Respighi. Dem Stoff liegt ein echt humoristischer Gedanke zugrunde, der leider durch Überwuchern des Lyrischen in seiner Wirksamkeit beeinträchtigt wird: In der Hölle besteht großes Interesse für die wichtige Frage, warum die meisten der Insassen über nichts so sehr Reue zeigen als über ihre Verheiratung. Durch das Los wird der Erzteufel Belfagor zu zehnjähriger praktischer Exprobung bestimmt. Doch bereits nach wenigen qualvollen Tagen räumt er gerne wieder das Feld. Die Auserkorenen ist ihm mit ihrem Geliebten, dem Belfagor zuerst aus Rache noch gründlich die Hölle heiß gemacht hat, durchgebrannt. Die Musik — alte und neue Mittel mischend — ist oft von schlagkräftigem Humor und seinem stimmungsmalerischem Reiz, doch wird auch sie durch die breit ausgesprochene Lyrik häufig gehemmt. Die künstlerischen Leiter — Erich Orthmann (Dirigent), Alexander d'Arnaïs (Regie) und Georg Hader (Bühnenbilder) — leisteten durchweg recht Gutes. Ganz ausgezeichnet waren die führenden Partien mit Raete Esche, Willi Fabbender und Ludwig Roffmann besetzt. Wann kommt denn endlich eine neuere deutsche Oper? — An Neueinstudierungen unterschiedlichen Wertes gab es außerdem „Hoffmanns Erzählungen“ und „Tannhäuser“.

Die Operette wandelte diesmal auf historischen Bahnen. Dabei verleugnet sie aber nie, daß sie eben Operette ist. Denn die Personen werden der komischen Wirkung zuliebe häufig in Situationen gebracht, in denen sie niemals gesteckt haben. So knüpft in der „Terestina“ von Oskar Straus Napoleon der Erste das Liebesband zwischen einem Grafen und einer Tänzerin, das er durch eine politische Aktion zerrissen hatte, von neuem. Die Musik ist sehr hübsch, das Ganze reich an ledigen Witz. — Robert Winterberg gehört nicht so sehr zu den führenden Namen auf dem Gebiet der neueren Operette. In seiner „Anneliese von Dessau“ ist vieles verweichlicht. Und doch ist es immer wieder ergötlich, wie der (vorläufig noch junge) alte Dessauer kräftig hineinspoltert, um endlich die Widerstände überwinden zu können, die die Hofetikette seiner Hochzeit mit dem hübschen Apothekers-  
töchterchen in den Weg legen will. Unsere tüchtigen Operettenkräfte — an der Spitze der in komischen Einfällen unerschöpfliche Regisseur Ernst Herz — brachten beide Werke sehr hübsch und anregend heraus.

Die Phantastische Sinfonie von Hector Berlioz bewies von neuem, daß in dem Schaffen dieses Vorkämpfers der Moderne noch immer viele lebensfähige Elemente stecken. Durch die Zusammenstellung dieses Wertes mit dem Klavierkonzert B-Moll von Tschai-  
kowsky erhielt der Abend ein ausgesprochen internationales Gepräge. Ein rein deutsches Programm wurde mit Mozarts unvergänglicher „Jupiter“-Sinfonie eröffnet und mit Straußens immer wieder fesselndem „Zarathustra“ beschlossen. Zwischen diesen Werken spielte Konzertmeister Reinhold Rohlf's-Zoll in kraftvoll männlicher Auffassung Beethovens ewig junges Violinkonzert. Schuberts fast vergessene zweite Sinfonie erfreute durch naive Frische. Eine Sinfonie von Wilhelm Richter wäre dagegen wegen ihrer Unreife besser unausgeführt geblieben. Durch religiöse Weihe zeichnete sich ein Introitus und Hymnus von Heinrich Kaminski aus. Durch ihre starke Erlebnisraft erwiesen sich Alban Bergs Bruchstücke aus der Oper „Wozzeck“ als eines der bedeutendsten aller neueren Werke. Co van Geuns sang sie mit herrlich verinnerlichtem Ausdruck.

Von bedauerlichem Pech wurde der letzte Musikabend des Sommermannbundes betroffen. Es mußte ein Konzert aus dem Stegreif veranstaltet werden (u. a. spielte Konzertmeister Professor Nicolai Grauband sehr schön eine Cello-Suite von Bach), weil das Frankfurter Amar-Quartett durch einen Irrtum 24 Stunden zu spät eintraf. Das Collegium musicum macht sich nach dem schön verlaufenen Mozart-Zyklus weiterhin um die Pflege der klassischen Kammermusik verdient, indem es jetzt sieben Abende den Werken Schuberts widmet. Aus dem erfolgreichen Bestreben heraus, die zeitgenössischen Bindungen zwischen den Künstlern zu verstärken, fand in der Staatlichen Kunstakademie der erste musikalische Abend unter der sicheren Leitung von Hanns W. David statt. Die seltenen

Gaben — Musik für sieben Saiteninstrumente von Rudi Stephan, „Die junge Magd“ von Paul Hindemith und die Kammerfsonnie von Arnold Schönberg — fanden bei den zahlreichen Vertretern einer anderen Kunstgattung weitgehendes Verständnis und warmherzige Aufnahme.

Der Cellist Francesco Mendelssohn stellte sich im Schauspielhaus als Meister seines Faches vor. Als eine raffige Sängerin von hoher künstlerischer Kultur eroberte Maria Olzewska von neuem alle Herzen im Sturm. Die jugendliche Cellistin Ilse Bernak wußte sich neben der gefeierten Künstlerin sehr ehrenvoll zu behaupten. Vollen Erfolg fanden auch die großzügige Pianistin Frieda Hummels, die ausgezeichnete Koloratur Sängerin Ada Sari, die in verschiedenen Arien von dem Flötisten Arthur Schuke ganz hervorragend begleitet wurde. Das einheimische Künstlerpaar Theo Kreiten und Emmi Kreiten-Barido erntete an einem eignen Abend für seine tüchtigen Darbietungen wohlverdiente Erfolge. C. H.

**Düsseldorfer Schauspiel.** Wedekinds Sittengemälde „Musik“ ging im Kleinen Haus in einer glatt gefeierten, nur selten demonstrierenden Aufführung in Szene. Ohne eigentliche dramatische Kräfte lebendig zu entfesseln, bleibt das Stück in der unbarmherzigen Zeichnung der Gegensätze befangen, die in ihrer schroffen Gegenüberstellung den Unsinn und die Banalität des Lebens aufzeigen sollen und dem Wissenden, dem Zuhörer den Zynismus des Verfassers sinnfällig vor Augen führen. In der Welt der staatlich-bürgerlichen Normen, gegeben in den grob verallgemeinerten Personen der sachlich geordneten Gefängnisphäre und einer beschränkten Bürgerlichkeit, steht Klara Hühnerwadel, die Musikschülerin, die einfache, natürliche Kreatur, allein da und geht ihren Leidensweg ebenso wie der so rechtlich denkende Mensch, der Moralist Lindetuh, mit dem sich Wedekind selbst meint. Beide handeln triebmäßig und bewusst, selbstverantwortlich aus ihrem eigenen Ich und ziehen den Kürzeren dabei, während der ausgemachte Lebensschwindler und Jongleur, der Gesangspädagoge Joseph Reihner, rein und unbehelligt seines Weges zieht. So ist das Leben, sagt Wedekind, und deutet bei der hohnlachenden Ausbeutung aller Schnittflächen des Einzelnen mit dem der Gesamtheit, wie der drei Gestalten unter sich, mit dem Finger darauf und läßt ihm dann wieder seinen Lauf, denn es ist der Lauf der Welt, dessen Kritik Wedekind genügt! Unter Adolf Dells sorgfältiger Hand als Spiel-leiter gewann die Aufführung an schauspielerischem Gesicht. Frieda Hummels Klara Hühnerwadel liegt in der Linie ihres Stetigens und ihrer Rose Bernd, bringt aber Erweiterungen im steigenden Durchhalten des Ausdrucks, wie in der gespannten Sprachführung. Balfers Musiklehrer setzte den Typus der Gestalt nicht ganz in die Erscheinung um. Er war zu seriös, man glaubte ihm den menschlichen Schuft nicht recht. Vornträger gab den Lindetuh mit viel Intelligenz.

Als Beitrag zum Eulenbergjubiläum brachte das Schauspiel der städtischen Bühnen das Spiel „Der Frauentausch“ heraus, das, 1913 erschienen, an der für das Schaffen des Dichters wichtigen Grenze steht, jenseits der sich ihm das Lebensgeschehen in eine ungeordnete Schar von Sonderexistenzen auflöst, die eine seltsame Karikaturesammlung ausmachen. Hier ist das Spiel des Lebens, wie es der Dichter sieht, in seiner durchsichtigen Gliederung klar erfasst ohne Abweichungen, und es wird in seiner Auswirkung nur von den seelischen Spannungsmöglichkeiten seiner einander richtig zugeordneten Gestalten getragen. In den drei Brüdern haben drei Lebensinhalte Ausdruck gewonnen. Alex, der kalte Egoist, den die Unrast durch die Welt treibt, Sylvius, der Heilige, der die Welt, die Menschheit mit seiner aufopfernden Liebe umfassen hält, und Hippolyt, der seinen kleinen Pflichtkreis erfüllt, der gute Staatsbürger, der das Erbe wahr und mehrt. Alle drei sind reif und fest geworden in sich, sie leben diesen Inhalten nach, aber in den Frauen geht die Entwicklung weiter. Alex, der Egoist, scheidet aus als unfruchtbar, doch die Berührung der beiden andern Welten ergibt den Tausch. Wie Serena, Hippolyts Frau, körperlich erblindet, so tastet doch ihre Seele sich weiter in der Gemeinschaft des Heiligen, mit dem sie die Wanderschaft nun antritt, und wie sie sich zu seiner Idee erweitert, so öffnet sich die Libelle, des Sylvius Lebensbegleiterin, die in ihm aufgegangen war, dem Leben, dem Sinn Hippolyts. Das Leben verklärt sich im Spiel zur Harmonie, und mit einem Sprung, dem Epilog des Mondes, zerreißt die zarte Dichtung zur romantischen Literatur, wie das Leben dies Spiel zur Wirklichkeit brachte.

Die stimmungstarke Aufführung unter der Spielleitung Adolf Dells mit dem intimen, wintlichen Zimmer und dem malerischen Parkbild (Georg Hader), war schauspielerisch ausgezeichnet. Der Gesamtstil könnte phantastischer, wirklichkeitsfremder sein und damit Eulenberg noch mehr beistehen. Die töpfige, zerbrechliche, alte Sabine Frieda Hummels, die schlichte, menschlich-ergreifende Serena Gertrud Falkners und die scheue, zartbesaitete Libelle von Leonore Ralfs, wie der ungemein anschaulich verkörperte Knus Ewald Vornträgers, Balfers ruhiger verinnerlichter Sylvius sowie

Eberhardts sauberer, ordentlicher Hippolyt, neben Barlebens gut angelegtem Alex und den trefflichen Chargen von Gladek und Borchardt trugen den Abend, der Eulenberg wirklich zu ehren wußte. —

Die Rücksicht auf die Zeit des Karnevals bestimmte den Spielplan weiterhin, der in diesem Sinne mit einer Neueinstudierung der alten lustigen Posse Robert und Vertram aufwartete und daneben eines der vielen, kleinen Gelegenheitsstücke von Molière: Pourceaugnac auf Freiersfüßen, in der Umarbeitung von Arthur Schnitzler, ein derber Spaß, unter der Leitung Josef Münchs mit allen Mitteln einer modernen Revue, als Kostümscherz aufgezogen, zum Fasching herausstellte. —

Als seine Gabe zum fünfzigsten Geburtstag Herbert Eulenburgs spielte das Schauspielhaus, an dem der Dichter in früheren Jahren eifrig tätig war als Dramaturg wie als Leiter der anregenden Morgenfeiern, ein Spätwerk, ein Tendenzstück: Mächtiger als der Tod, ein Leiden- und Freudenpiel, wie es unter dem Titel heißt, das die Frage nach dem Recht zur Lebensvernichtung in qualvollen, unheilbaren Krankheitsfällen aufwirft, in denen der Tod als Erlösung erscheint, und das sich im Zusammenhang auch mit der Beseitigung des von Natur aus kranken werdenden Lebens vor der Geburt beschäftigt, also zwei unmittelbar in die Rechtspflege eingreifende Themen aufgreift, die kaum, jedenfalls nur sehr schwer abzugrenzen, geschweige zu lösen sind und die auf der Bühne jedenfalls nicht zu erledigen sind. Das allgemein menschliche Interesse an diesen Fragen sei zugegeben, und als Antrieb zum Nachdenken über diese Dinge sei das Werk hingenommen, aber leider fehlt dem Eulenberg von heute die Kraft, diese Gedanken auch nur irgendwie dichterisch zu gestalten. Die Darstellung war auf einen gedämpften, weichen Ton abgestimmt, der schwerlich drei Stunden zu ertragen ist und die Auswirkung nicht fördert. Alles kam einem sehr traurig vor, aber man blieb unergriffen, das Lebensgefühl der Spielenden blieb fremd und matt. Nur einige Sonderlinge und Typen, wie der Dichter Rainer Eligius (Rurt Reiff) oder der Rechtsanwalt Meyer III (Justus Paris), der Sträfling Pilz (Karl Knaack), der Aufseher Schubowsky (Hermann Greid) erhielten von den Darstellern fofiel Witz und Saft, daß sie neben dem Professor, den Fritz Reiff sehr würdig spielte, und der Hilbe, der Gmi Bessel ihren natürlichen Liebreiz lieh, die Aufmerksamkeit wach hielten. Ferner kam der Amerikaner Eugene O'Neill mit seinem Stück Gier unter Ulmen zu Wort, der einen typischen Bauernkonflikt, die Gier und der Kampf in einer Familie um Haus und Hof und um das Weib, zwischen Vater und Sohn, recht roh und eindeutig, aber ebenso handfest theatralisch auf die Bühne bringt. Original und amerikanisch ist an dem Werk nichts, wenn man davon absieht, daß es eben auf einer Farm spielt und von Kalifornien die Rede ist! Die Aufführung, unter der sauberen Regie Leo Roenigs mit dem gutgelösten Bühnenbild Eduard Sturms, machte aus dem an sich ziemlich üblen Stück in der Darstellung ein schauspielerisches Ereignis. Lily Ranns Abbie und Hermann Greids Cabot waren triebhaft vollblütige Menschentiere, die ihr Spiel prachttoll abgewogen und innerlich gespannt miteinander durchführten und denen in Erich Thormanns Sohn Eben ein Gegenspieler von gutem Wuchs entstand, so daß das Kräftepiel dieser drei etwas Zwingendes bekam. Walter Neumann, Jacob Sinn und Harry Flatow erfüllten ihre kleineren Aufgaben ebenfalls gut. — Ein Gastspiel führte Paul Wegener mit einem zusammengestopelten Ensemble nach hier, einmal in Andrejews nach einer psychologischen Studie schwach geschriebenen, überlebten Dialogdrama Der Gedanke, dann in einem schon recht faulen französischen Eheschmarren Jaqueline von Guirry. Es ist sehr bedauerlich, wenn Schauspieler von wirklichem Rang solch angestaubte Dinge auf ihren großen Namen hin dem Publikum vorsetzen. — Auf die Aufführung von Karl Zuckmayers bei aller Derbheit köstlichem, lebensfrohem „Fröhlichen Weinberg“, in dem etwas vom Blut des alten ehrlichen Niebergall und seines Datterichs fließt, soll noch eingegangen werden.

Dr. St.

**Apollotheater in Düsseldorf.** Das Programm der ersten Februarhälfte hat einen in der Geschichte des Apollotheaters fast beispiellosen Beifall gefunden. Die Direktion hat es vorzüglich verstanden, das Publikum angenehm zu unterhalten und für einige Stunden die Nöte der Zeit vergessen zu lassen. Auch der neue Spielplan wird in einer unererschöpflichen Abwechslung allen Anforderungen gerecht, die man an ein großstädtisches Unternehmen dieser Art stellen kann.

**Lieber Simplizissimus!** Bei Meyers unternimmt der Stammhalter die erste Ausfahrt. Schwiegermutter schiebt, stolz nebenher geht der junge Vater. Sie mustern die Gesichter der Vorübergehenden! Alles grinst! Selbst dem stolzen Vater wird das unangenehm, und er forscht nach der Ursache, bis er schließlich entdeckt, daß vorn am Kinderwagen das Schild des Verkäufers hängen geblieben war: Eigenes Simplizissimus.

## Was man sich in der Pause erzählt.

**Liebe Jugend!** Ein Lehrer behandelt eben die Sinnesorgane und sagt den Schülern: Es sei eigentümlich, daß die Tiere schärfere Sinnesorgane haben als der Mensch; und fragt nun: „Wer sieht besser als der Mensch?“

„Der Adler, der Hund!“

„Wer hört besser?“

„Die Rahe, das Pferd!“

„Wer riecht besser?“

„Das Weigerl“, sagte einer — und hatte auch recht.

Jugend.

**Neugierig.** „Deine eigene Handschrift hast du dem Graphologen zur Prüfung eingesandt? Das verstehe ich nicht.“

„Nun, man möchte doch mal wissen, wes Geistes Kind man eigentlich ist.“

Fliegende Blätter

**Im Filmcafé.** „Also Sie wirkten auch in „Quo vadis“ mit? In welcher Rolle denn?“

„Hm — ich gab natürlich den Quo vadis!“

Meggend. Blätter.

**Die Ursache.** „Ich habe Sie noch nie anders als in übler Laune gesehen, Herr Gröber. Sind Sie denn immer so?“

„Ach wo — wenn Sie mich nicht sehen, bin ich ganz guter Laune.“

Meggend. Blätter.

**Boshaft.** „Mein neuer Patient ist ein sonderbarer Mensch. Der ist schon bei allen Ärzten der Welt gewesen, und keiner hat ihm geholfen. Das hat ihn lebensüberdrüssig gemacht.“

„Und deshalb ist er jetzt zu dir in die Behandlung gekommen?“

Fliegende Blätter.

**Gutes Geschäft.** „Nun, wie geht das Geschäft?“ fragte ein erfahrener Kaufmann einen jungen Mann, der in das Geschäft seines Vaters eingetreten war.

„Sehr gut“, antwortete der junge Mann mit Wärme. „Ich denke, mein Vater wird bald so viel verdient haben, daß ich mich zurückziehen kann.“

Kansas City Star.

**Das neue Kostüm.** Sie bestand darauf, daß sie unbedingt ein neues Kostüm haben müsse, während er ebenso scharf ablehnte, das Geld dazu herzugeben. „Dann spreche ich eben niemals mehr mit dir“, erklärte sie verärgert. — „Die richtige Frau“, erwiderte er, „wenn gar nichts mehr hilft, versucht sie es mit Bestechung.“

World's Pictorial News.

**Dortmund.** Wenn wir in der Woche, da der Todestag Vorhings sich zum fünfundsiebzigsten Male jährte, auch gern eines seiner liebenswürdig-heiteren Werke gesehen hätten, so haben wir doch seines Zeitgenossen und Geistesverwandten Nicolai von unverwiltlicher Frische, seinem Humor und gesunder Romik erfülltes Meisterwerk „Die lustigen Weiber von Windsor“ ebenfalls dankbar hingenommen. Sowohl das feingearbeitete Textbuch als auch die mit ansprechenden Melodien und sprühendem Witz gewürzte köstliche Musik machen das Werk auch heute noch zu einer der wertvollsten Gaben, die uns auf dem Gebiete der heiteren Oper überhaupt geschenkt wurden. Allerdings erfordert eine Aufführung dieser nicht nur „lustigen“ sondern auch recht „komplizierten“ Weiber eine Besetzung der Titeltrollen und auch des Falstaff, die hohen Anforderungen gewachsen sein muß. Frau Röhlers darstellerische und namentlich auch gesangliche Leistung war wiederum ein voller Erfolg. Der reine Genuß an der hervorragenden Darbietung wurde nur getrübt durch den Gedanken, daß es uns nicht möglich gewesen, sie zu halten. Angenehm überrascht waren wir von Luise Ungell als Frau Reich. Sie wußte ihre Rolle mit viel Anmut zu gestalten und konnte auch stimmlich wohl gefallen. Der Falstaff ist seit langen Jahren Bodmers Glanzrolle. Er blieb dem trinktesten Schürzenjäger auch heute nichts schuldig. Herr Krips am Pult und Dr. Aron auf der Szene taten das Ihrige zum frohen Gelingen des heiteren Geschehens. —

Man scheint auch heute noch Meyerbeers Kunst für wichtiger zu halten, als es ihrem wahren Werte entspricht. Das beweisen die ausverkauften Häuser bei Aufführungen seiner „Afrikanerin“. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß sie Stellen von überraschender Wärme und Zartheit des Gefühls aufzuweisen hat, so erreicht sie doch nicht die Höhe und die Beliebtheit seiner „Hugenotten“ oder seines „Propheten“. Gründliche Striche sind üblich und waren auch hier getätigt, obwohl sie den Nachteil hatten, die Handlung zu überfüllen und den dramatischen Zusammenhang nicht mehr glaubhaft erscheinen zu lassen. Auch der Zusammenhang zwischen Bühne und Orchester ließ zu wünschen übrig, wie man trotz sehr beachtlicher Einzelleistungen den Eindruck nicht los wurde, daß die Aufführung

noch eine gute Probe hätte vertragen können. — Das Gastspiel der Frau Merz-Tunner als Elisabeth im „Tannhäuser“ war Anlaß zu einer begeisterten Rundgebung für die geschätzte Künstlerin, die nach ihren großen Erfolgen im Konzertsaal nunmehr auch zum erstenmal bei uns die Bühne betreten. Anfänglich erschien sie in ihrem Spiel etwas befangen, doch kam sie eben dadurch der Verkörperung dieser Wagnerischen Idealgestalt um so näher. Gesanglich war ihre Leistung von einfach berückender Wirkung, gleich hervorragend im Ausdruck reiner, jugendlicher Liebessehnsucht und triumphierenden Jubels wie in der Ausdeutung tiefsten Seelenschmerzes und frommen Entsagens. — Raum in einem Atem zu nennen in dieser hohen, erfreulichen Tat unseres Theaters ist das Herausbringen der Operette „Die Perlen der Cleopatra“ von Oskar Strauß, eines auf reinen Sinnentzügen gestellten Werkes, das mit seltener Schamlosigkeit die Geheimnisse des sündigen Liebeslebens einer königlichen Frau enthüllt, die aus kostbaren Perlen wirksame Liebestränke zu bereiten weiß. Text und Musik haben offenbar der „Schönen Helena“ nachgestrebt, ohne jedoch den Witz und die Schlagkraft Offenbachs auch nur annähernd zu erreichen. Die Aufführung als solche war ausgezeichnet und fand die Zustimmung des gut besetzten Hauses. —  
Ruhrig.

**Dortmunder Schauspiel.** Über eine auffällige Erscheinung ist zunächst zu berichten: Trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Not hat sich die Besucherzahl des Schauspiels stark gehoben. Mögen die unzutreffenden Gerüchte von einer bevorstehenden Vervielfachung und Notgemeinschaft mit einem benachbarten Stadttheater, bei der das Dortmunder Schauspiel aufgelöst werden sollte, die Ursache sein, oder mögen die verbilligten Eintrittspreise, auch der merkliche Rückgang der vielen sonstigen Veranstaltungen sowie die nicht zu leugnenden guten Leistungen des Schauspiels auch ihren Anteil daran haben, die erfreuliche Tatsache bleibt auf jeden Fall zu buchen.

Mit dem von der bewährten Lustspielfirma Franz Arnold und Ernst Bach bezogenen Schwank „Der wahre Jakob“ hat sich das Theater einen Kassenreißer erster Güte und zahlreiche ausverkaufte Häuser gesichert. Die galanten Schleichwege und Abenteuer des Stadtrates und Vorsitzenden des Sittlichkeitsvereins in Meissenbach erregen in ihren komischen Auswirkungen und ungläublichen Verwickelungen ein zu Lachkrämpfen gesteigertes Vergnügen, wiewohl der Humor oft stark gewollt erscheint. Die Erstaufführung des „Christoph“ vermittelte die Bekanntschaft mit dem bisher hier noch nicht gespielten jungen Dietgenschmidt. Das Zeitlose und doch in jede Zeit hineinragende Legendenstück von dem kindlichen Gottsucher verströmt in klarem Aufbau, künstlerisch bezwungener Form und dramatischer Straffung, Märchensein und Wirklichkeitsatem und ist von der Gedankenfülle eines kraftvollen Dramatikers befeelt. Gegenüber diesem besinnlichen Werke führte Shakespeares „Julius Cäsar“ mit seinen schwer zu bändigenden Massenszenen in die große Welt politischer Wirren. Auf dem Hintergrunde maßvoll stilisierter Bühnenbilder wurden die nächtliche Verschwörung, der Mord auf dem Kapitol und die große Volkszene auf dem Forum zu Höhepunkten der umsichtigen und gutgegliederten Regie Wilhelm Maurenbrechers. Die Luft politischer Erregtheit und bevorstehender Entscheidungen durchweht auch Friß von Unruhs „Louis Ferdinand“. Preußen vor seiner tiefsten Erniedrigung wird in breiter Ausmalung in seinem König, seinen Diplomaten und Generalen vor uns aufgebaut. Inmitten dieser wirkköpfigen, eigennütigen, ängstlichen und zugleich fabeltraffenden Hofwelt erwächst das ungestüme Schicksal des Strudel- und Feuerkopfs Louis Ferdinand bis zu seinem Tode in dem Vorgeficht bei Saalfeld. Die zögernde Entwicklung sowie lange Strecken dramatischer Ode zerreißen öfter den Anlauf zu wuchsender Hochspannung und lassen keine geschlossene Gesamtwirkung aufkommen. Wallefs Spielleitung, von Wildermanns sinnfällig andeutenden Bühnenbildern einfühlend unterstützt, hatte das wogende Auf und Ab des Geschehens sorgsam abgestuft und die Höhepunkte auch räumlich auf hohem Treppenaufbau zu bildhafter und gesteigerter Wirkung herausgemeißelt.

Dr. Risse.

**Dortmund.** Der Strom des Musiklebens floß in letzter Zeit etwas ruhiger. Drei Sinfoniekonzerte des städtischen Orchesters waren indessen die Gipfelpunkte. Im ersten hatte wieder Emil Bohnke (Berlin) die Stabführung. Die Vortragsfolge wies die Namen Wagner, Beethoven, Mendelssohn und Brahms auf. Er begann mit dem „Meistersinger“-Vorpiel, dem Hohenlied auf deutsche Kunst und Meisterschaft, das, bei beschleunigtem Tempo als sonst wohl üblich, in klangfroher Pracht ertönte. In der nunmehrigen „7. Sinfonie“ (A-Dur) war der Geist Beethovens aufs schönste gewahrt, wenn auch manches noch intensiver und lebensvoller hätte gestaltet sein dürfen. Im zweiten Teil gab Konzertmeister Heinz Schmidt-Keinecke mit feiner musikalischer Auffassung das Mendelssohnsche „Violinkonzert“. Sein weicher Kantilenenton, die sicheren Stakkati und das flodenleichte Figurenspiel brachte den wunderbaren Geigenpart ergreifend zum

Ausdruck. Das Orchester unter Bohnke folgte, wie man zu sagen pflegt, durch Dick und Dünn. Den Schluß bildete die „Akademische Festouvertüre“ von Brahms, die in vollem Orchesterklang und -glanz mit dem erdenfrohen „Gaudeamus igitur“ farbenfreudig endete. — Das zweite leitete in temperamentvoller Weise Professor Max Fiedler (Essen), der mit einem besonders schönen und dankbaren Programm neuerer Herkunft aufwartete. Den klangprägenden Anfang machte die Richard Straußsche Tondichtung „Don Juan“, op. 20, dessen sinnliche Glut und instrumentale Schönheiten gleich Blütenkränzen aufstrahlten, wobei die beiden melodisch so reichen Episoden in H- und G-Dur besonders eindringlich ausgestaltet waren. Das schwierige „Violinkonzert in D-Moll“, op. 47, des Finnländers Jean Sibelius wurde zum ersten Male hier zu Gehör gebracht. Die seerreiche Melancholie Finnlands singt in ihm, aus dem tiefen Quell eines reichen Gemütes geschöpft. In Julius Ruthström (Stockholm) fand das Werk einen überaus verständnisvollen Vermittler, der sich als Geiger mit warmem Gesangston und vornehmer Technik erwies. Als harmonischer Ausklang des Abends erschien Peter Tschaikowskys „Symphonie pathétique“. Professor Fiedlers überlegene Ausdeutung dieses Lebensliedes von Leid, Sehnsucht, Verzweiflung, Freude, Sieg und Triumph war eindrucksvoll, leicht und freizügig. — Als Dirigent des dritten wirkte Generalmusikdirektor Dr. Rudolf Siegel (Krefeld). Der Wille dieses Orchesterleiters richtet sich an erster Stelle auf die liebevolle Behandlung der Einzelheiten. Das bewies schon die zu Beginn gespielte „Egmont-Ouvertüre“ von Beethoven, mehr aber noch kam diese Absicht in der Wiedergabe von Max Regers „Hiller-Variationen“, op. 20, zum Ausdruck. Hier wie auch dort litt unter diesem Bestreben jedoch die große Linie. Immerhin war das, was Siegel mit dem guten Orchester bot, die Leistung eines tüchtigen, feinempfindenden Musikers. Der Höhepunkt des Abends aber lag in dem von Bronislaw Huberman (Berlin) gegebenen Beethovenschen „Violinkonzert“, das er in einer rein geigerisch ganz phänomenalen Art der Ausführung, technisch bis ins kleinste und musikalisch tief befeelt auslegte. In seinem Spiel fand auch das vorwiegend figurative eine musikalische Belebung, wie man sie sonst selten zu hören bekommt.

Ein Kammermusik-Abend des neu gebildeten hiesigen van Kempen-Quartetts, bestehend aus den Herren Paul van Kempen (1. Violine), Theo Erpenbach (2. Violine), Maurik Synhers (Viola) und Karl Roser (Violoncell). Er begann mit Schuberts „op. 125 Nr. 1 in Es-Dur“. Es folgten das schwierige „A-Moll Quartett“, op. 51 Nr. 2, von Brahms und das volkstümliche „Klavier-Quintett“, op. 44 in Es-Dur von Schumann, dessen zusammenfassendem Klavierpart Gerard Bunt zum künstlerischen Vermittler wurde. Die Wiedergabe dieser wertvollen Werke durch die neue Vereinigung war, abgesehen von einigen leichten Intonationsschwankungen, gut ausgearbeitet und fein abgetönt.

Das 70. Kirchenkonzert in St. Marien brachte einen Bach-Kantaten-Abend. Es wurden vier der schönsten Werke dieser Art geboten, und zwar die Kantaten Nr. 51 „Jauchzet Gott in allen Landen“, Nr. 160 „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, Nr. 53 „Schlage doch, gewünschte Stunde“, sowie Nr. 158 „Der Friede sei mit dir“. Zur Aufführung war ein großer Apparat aufgebaut. Das Orchester bestand aus Mitgliedern des städtischen Orchesters, des Instrumentalvereins und Studierenden der Musikschule Walter. Den Chor stellte der Kirchenchor St. Marien. Die Sopranpartie hatte Magdalene Reitemeyer mit ihrer hochkultivierten, feingeschliffenen Stimme übernommen, Altistin war Alice Kassel (Frankfurt a. M.). Dr. Behler (Hohenlimburg) sang den Tenorpart und Karl Semler das Basssolo. Als Solisten wirkten J. Walter und R. Semler (1. und 2. Violine), J. Isolin (Trompete) und Wilhelm Bürger (Orgel). Der Organist an St. Marien, Felix Schröder, hielt das Ganze energisch und umsichtig zusammen, so daß die herrliche Musik in wundervoller Harmonie ausklang. — In St. Reinoldi gab der neue Organist Gerard Bunt die 5. Kirchenmusik. Ein Präludium und Chaconne im Stile Georg Muffats von Hermann Roth (München), drei verschiedenartige Orgelstücke Max Regers aus „op. 59 und 69“ und die „Fantasie und Fuge in G-Moll“, op. 76 von dem verstorbenen Berliner Tondichter Friedrich Gernsheim. Gerard Bunt wußte in Auffassung, Registerzusammenstellung und Spieltechnik jeder Vertonung gerecht zu werden und begleitete auch anscheinend die mitwirkende Altistin Gutti Gröger, die geistliche Lieder von Walter Courvoisier (München) mit weicher, wohlgeschulter Tongebung innig vortrug.

Auf allgemein kulturellem Gebiet waren zu verzeichnen: die hundertjährige Geburtstagsfeier des Kunsthistorikers Wilhelm Lübke, ein Sohn Dortmunds, eine Gedächtnisfeier für Josef von Görres sowie ein Vortrag von Leon Hardt „Über die Methode des Franzosen Coué auf dem Gebiete der Suggestion“. Dann noch die „Pädagogische Woche“, zu deren Anfang Kultusminister Prof. Dr. Beder eine umfassende Programmrede hielt, sowie die „Erste Westfälische Kunstausstellung“ der Vereinigten westfälischen Künstler und Kunstfreunde, die von 116 Kunstbesessenen der Roten Erde besichtigt war.

Friß Reuter.

Aus dem Mülheimer Konzertleben. Mit dem Oktober 1925 ist das Mülheimer Konzertleben in eine ganz neue Phase eingetreten. Die von der Mülheimer Volkshochschule schon im Jahre 1920/21 erstrebte Orchestergemeinschaft mit Quisburg unter Leitung des Generalmusikdirektors Scheinplugs ist zur Tat geworden. Ein fünfjähriger Vertrag ist zwischen den beiden Städten Quisburg und Mülheim abgeschlossen worden, der auch Quisburg Vorteile verschaffte, indem es sein eigenes Orchester wesentlich verstärken konnte. Der alte „Mülheimer Gesangsverein“ wurde neu begründet, 280 Damen und Herren fanden sich bereit, die gute alte Mülheimer Tradition von der Freude am Gesang unter kundiger Leitung wieder zu pflegen. Der neue Chor nennt sich „Städtische Chorvereinigung zu Mülheim a. d. Ruhr“.

Die ersten Konzerte des diesmaligen Winterprogramms fanden noch im alten Kirchholtes-Saalbau statt, den man wohl am besten als „Musikheune“ bezeichnet hat. Auch die kleine Renovierung des letzten Jahres hatte es nicht vermocht, diesem Raum etwas von seiner stimmunglosen Häßlichkeit zu nehmen. Zum Winterprogramm 1925/26 hat Paul Scheinplug sich zur Aufgabe gestellt, dem Mülheimer Publikum die Sinfonie von Haydn bis zur Neuzeit an plastischen Beispielen aus der Musikkultur vorzuführen. Gleich das erste große Konzert im Oktober brachte außer Bachs D-Dur-Suite und Haydns Konzertante für Violine, Cello und Fagott als Konzertabschluss Haydns Sinfonie mit dem Paukenschlag, die von dem Orchester mit töftlicher Leichtigkeit und großer Feinheit gespielt wurde. Einen besonderen Genuß bot Pembaur in Beethovens Es-Dur-Konzert, wo er sich mal wieder ganz als ursprüngliche Kraft in der musikalischen Gestaltung dieser Tonschöpfung zeigte. Der erste Kammermusikabend, dessen Kosten von dem in Mülheim schon ganz heimischen Grevesmühl-Quartett bestritten wurden, brachte die sechsstimmige D-Dur-Serenade op. 88 Beethovens, die noch ganz den jungen Meister zeigt, der den Bahnen Mozarts und Haydns nachsteht. Dann folgte Schumanns 3. Quartett, op. 41, das er selbst für sein bestes hielt. Im Klaviertrio Pfitzners zeichnete sich Felix Wolf aus, ein Pfitzner-Schüler, durch sein fein musikalisches, gediegenes Spiel aus. Beim zweiten Sinfoniekonzert im November beherrschte Mozart mit seiner reifen G-Moll-Sinfonie das Programm. Gertrud Callmann vom Landestheater in Darmstadt sang mit bewundernswerter Koloratur Mozartarien. Grevesmühl spielte das A-Dur-Violinkonzert Mozarts mit großer Meisterschaft. Den Höhepunkt des Abends bildeten Regers große Mozart-Variationen. Der zweite Kammermusikabend brachte vor ausverkauftem Hause klassische, romantische und moderne Musik. Während des Dänen Carl Nielsens Streichquartett F-Dur op. 44 im ganzen fast ließ, entzückten Mozarts Streichquartett in B-Dur und Schuberts Forellenquintett, bei dem Frau Lydia Margrath den Klavierpart übernommen hatte, in hohem Maße. Im Dezember war das Budapest Streichquartett in Mülheim zu Gast und zeigte die ganze singende Fülle ihrer nationalen Eigenart. Es war von besonderem Reiz, zu lauschen, wie diese singenden Geigen deutsches Musikgut erfassen, zu Schuberts D-Moll-Streichquartett mit der Andante-Variation über den „Tod und das Mädchen“. Smetanas lebensvolles prickelndes Streichquartett E-Moll op. 116 „Aus meinem Leben“ beschloß den genugsamen Musikabend.

Der dritte Sinfonieabend war dann gleichzeitig das Requiem für den alten Kirchholtes-Saal, der den Mülheimern so lange als Musiksaal dienen mußte und auswärtigen Gästen stets ein gelindes Grauen einflößte: Pfitzners Ouvertüre zum „Räthchen von Heilbronn“ zauberte ein Bild erquickender Romantik hervor. Schuberts 7. Sinfonie zeigte die ausgezeichneten Qualitäten des Scheinplug'schen Orchesters in vollem Licht. Im Vollmannschen Konzert für Cello und Orchesterbegleitung hatte der Mülheimer Cellist Scheulen Gelegenheit, seine ausgezeichnete Technik sowie seine feine Musikalität zu zeigen.

Der Januar des Jahres 1926 hat Mülheim nun endlich ein Haus gebracht, die vornehme Stadthalle an der Ruhr, die für das seit altersher rege Musikleben zu seinen Konzerten den würdigen Hintergrund geschaffen hat. Der von Architekt Großmann geschaffene Renaissancebau, bei dem Professor Fahrenkamp die Innenausstattung übernahm, weist einen Konzertsaal auf, der 2000 Menschen fassen kann und der neben seinen großen ästhetischen Vorzügen vor allem den einer sehr guten Akustik bietet. Dies zeigte sich schon gleich am 6. Januar, an dem die Stadthalle vom Architekten Großmann feierlich dem Oberbürgermeister der Stadt übergeben wurde. Wagners Ouvertüre zu den Meistersingern bildete den festlichen Auftakt zur feierlichen Eröffnung. Architekt Großmann berichtete über die Entstehungsgeschichte des neuen Baues, Landeshauptmann Dr. Horion sprach im Namen des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Jarres im Namen der benachbarten Städte freundliche Worte, Oberbürgermeister Dr. Lembe begrüßte die Gäste im Namen der Stadt Mülheim. Der durch den „Frohinn“ wesentlich verstärkte Chor sang mit Wucht den „Wach-auf-Chor“ und „Chret eure deutschen Meister“. Bruckners 5. Sinfonie zeigte Scheinplug und sein Orchester in der restlosen Durchdringung dieses innerlichen, schweren Sonwerkes auf voller Höhe. Das Festkonzert am 7. Januar brachte Brahms' Akademische Festouvertüre mit ihren Erinnerungen aus dem Studentenleben. Georg Kulenkamp

zeigte sich in Brahms' für Violine und Orchester geschriebenes D-Dur-Konzert als einen der besten Violinvirtuosen Deutschlands. Die 9. Sinfonie Beethovens führte Orchester und Chor zu einer Höhenleistung, wogegen man (von Ernst Osterkamp-Berlin abgesehen) mit den Solisten kein Glück gehabt hat. Am 18. Januar gab Mülheims bester Gesangsverein, der „Frohinn“, sein Eröffnungskonzert in der neuen Stadthalle, was auch vor ausverkauftem Hause stattfand. Dieser ausgezeichnete Gesangsverein, der im Mülheimer Musikleben von jeher eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat, sang u. a. unter Willy Dusters Leitung Bruckners „Trösterin Musik“, „Vergänglichlichkeit“ von Rann und Mozarts „Ave verum“ mit meisterlicher Geschlossenheit. Als Solisten hatte man Frau Eva Bruhn-Essen gewonnen, die Lieder von Schubert, Schumann und Reger zu Gehör brachte; Osterkamp sang mit seinem mächtigen Stimmmaterial außer Liedern von Schubert und Schumann noch Löffische Balladen, wobei Herr Zimdars die Begleitung übernommen hatte.

Der erste Kammermusikabend im neuen Saal war dem König im Reiche der Töne geweiht: Ludwig van Beethoven. Wenn auch einiges wohl der Sensation zuzuschreiben ist, die neue vielbesprochene und vielgerühmte Stadthalle kennenzulernen, so ist es doch anerkennenswert, daß ein Kammermusikabend in Mülheim einen fast gefüllten Saal aufbringen konnte. Man darf die Zahl der Besucher auf 1500 schätzen. Das Grevesmühl-Quartett, besonders angeregt durch den edlen Raum und die festlich gestimmte Menge gab sein Bestes. Der geräumige Saal mit seiner überaus feinen Akustik erbrachte den Beweis, daß seine Streichmusik und edles Klavierspiel in ihm nicht verklingen, sondern daß er auch für Kammermusik einen sehr geeigneten Rahmen bietet. Erhöht wurde die intime Wirkung noch durch das abgeblendete Licht, das den Saal in mystisches Halbdunkel tauchte und bei den Zuhörern die nötige innere Sammlung schuf. Das Grevesmühl-Quartett spielte Beethovens Streichquartett Nr. 18 in A-Dur mit einer temperamentvollen Klangfülle und einem sanften Piano, die dem Stimmungsgelände dieser warmen lebensvollen Tonschöpfung vollauf gerecht wurden. Den Höhepunkt des Abends bildete die Kreuzersonate, in der Grevesmühl die Geige spielte, während Karl Pilleay aus Köln mit großem Verständnis den Klavierpart übernommen hatte. Als drittes Programmstück wurde Beethovens Es-Dur-Septett gespielt, das mit seinem melodischen Singen und Klingen, mit seinem Sichfließen und Sichbetäupfen, seinem Sichsuchen und Sichvereinigen sich zu einem Hymnus der Lebensbejahung steigerte.

Ein besonderes Ereignis war es für Mülheim, als die neue Stadthalle sich nun auch als Theater, wie es geplant war, zu erweisen hatte. Mit Schatepeares „Sommernachts Traum“, von den Mitgliedern des Düsseldorf'schen Schauspielhauses gespielt, wurde der Versuch gemacht, und man darf sagen, daß er zu allgemeiner Befriedigung gelungen ist. Wenn man an sich auch einer mehr romantisch-märchenhaften Gestaltung des Bühnenbildes zuneigen mag, so paßte sich die mehr ins Monumentale gehende Stilisierung des Bühnenbildes dem großen Saal aufs beste an. Sehr wirkungsvoll waren die einfachen Stoffdekorationen und die Beleuchtungskünste sowie die hübschen Tanzpantomimen unter Hilde Schewiars Leitung. Die schauspielerische Leistung der einzelnen Darsteller stand auf bemerkenswerter Höhe, besonders gut gefielen der Oberon von Kurt Reih und Chmi Bessel als Titania. Besonders breit nach Art des altenglischen Theaters war das Rüppelspiel ausgesponnen, das wahre Stürme des Gelächters erregte. Das Theaterorchester und die Mülheimer Chorvereinigung gab Mendelssohns Musik. Jedenfalls hat sich die Stadthalle auch als Theater durchaus brauchbar und gut akustisch erwiesen, und so darf man hoffen, daß die Mäusen, die bisher in Mülheim ein so kümmerliches Dasein fristeten, hinfort auch hier eine Stätte der Wirksamkeit finden werden. An Interesse an gutem Schauspiel scheint es in Mülheim nicht zu fehlen.

**Dreistädte-theater Oberhausen · Hamborn · Gladbeck.** An Erstaufführungen gab es Lessings letzte große dramatische Arbeit „Nathan der Weise“, in dem die Aufklärungszeit ihren beredtesten Ausdruck gefunden, Köhlers Lustspiel „Die fünf Frankfurter“ und schließlich noch Georg Kaisers Komödie „Kolportage“, diese raffinierte Kombination von Hintertreppenroman und Großstadtfilm.

Bei der Aufführung des Nathan muß man unbedingt den guten Willen und die redliche Mühe aller Darsteller, manche gut getroffene Einzelheit, das einfache, aber hinreichend charakteristische Bühnenbild (Sustao Singer), das einen schnellen Szenenwechsel und dadurch eine äußerlich geschlossene Gesamtdarbietung ermöglichte, dankbar anerkennen. Spielleiter Reinhardt hat – auch das muß anerkannt werden – versucht, den Personen des dramatischen Gedichtes dramatisches Leben und Farbe zu verleihen. Aber trotzdem fehlte manches: viele Feinheiten des Lessingschen Dialogs gingen verloren, Vortrag und Sprache, an die dieses Drama gewaltige Anforderungen stellt, erreichten nicht die Wirksamkeit, die Zuschauer ganz zu erfassen und mitzureißen, die innere Geschlossenheit der Aufführung wurde nicht erreicht.

Dem Nathan gab Josef Stein den Unterton eines braven Bieder-  
mannes; er ließ die vornehme Überlegenheit des Weltweisen ver-  
missen. Das jugendliche Ungestüm des Tempelherrn versuchte Martin  
Brandt zu bringen, aber die Gesamtleistung reichte nach der technischen  
und seelischen Seite nicht aus. Dem Saladin von Hans Lichtweiß,  
einem Gast vom Stadttheater Münster, fehlte die reife Bucht des  
Mannes, er war sehr matt und farblos. Einen sympathischen Kloster-  
bruder mit dem echten Ton der Herzensinfalt bot Richard Rinner.  
Wirklich gut brachte Kurt Ehrhardt die humoristische Verzweiflung  
des Verwiesenen.

Bei der Darbietung der „Fünf Frankfurter“ zeigte es sich wieder,  
daß die Oberhausener Schauspieltruppe gute Unterhaltungsstücke in  
durchaus annehmbarer Form herauszubringen versteht. Reinhardts  
verständige, dem Lustspiel geschickt angepaßte Regie, die Darstellungs-  
kunst der fünf Frankfurter (Rinner, Stein, Ehrhardt, Werden,  
Braun), die bei stark ausgeprägter Individualität die gemeinsame  
Herkunft in ihrem Spiel deutlich hervortreten ließen, die gute Dar-  
bietung der übrigen Rollen – alles machte Eindruck und erntete  
Beifall.

Und nun zu Kaisers Rolportage: Schund in Wort und Bild,  
d. h. Rolportage ist das Objekt dieser satirischen Komödie. Die Dar-  
bietung unter der trefflichen Leitung von Dr. Kurt Sommerfeld  
kam in möglichst trasser Übertreibung heraus. Er selbst als „Conse-  
rencier“ vor der Filmleinwand, Jupiterlampen, Kostüme und Deko-  
ration schwarz-weiß, fischige Begleitmusik, entsprechend die Masken.  
Sommerfelds Worte fehlten die passenden scharfen Schlaglichter auf,  
das Ganze ein lebendig gewordener Rolportageroman unmöglichster  
Art. Die Darsteller folgten den Absichten des Spielleiters glänzend.  
Kurt Ehrhardt als Graf, Helmuth Rudolph als Baron, die Frau  
Appelblom von Gertrud Leewe, die Miß Grove Elfriede Hen-  
schels, die Erbgräfin Harriet Marland waren einfach köstlich.

Auch die übrigen Rollen waren gut besetzt. Nach jedem Akt gab es  
„nicht-endenwollenden“ Beifall.

Anmerkung der Redaktion: Es ist bemerkenswert, daß diese  
drei Stücke „Nathan der Weise“, „Fünf Frankfurter“ und  
„Rolportage“, die zu den schlimmsten Tendenzstücken gehören,  
die man in einer Großstadt nicht mehr bringen kann, nunmehr  
auf die Theater in der sogenannten Provinz abgeladen werden.  
Denn auch „Nathan der Weise“ gehört zu dieser Art, was  
bereits vor 50 Jahren der berufenen Kritik gesagt wurde.

Der „Bettelsstudent“ von Karl Millöcker, dem letzten der be-  
deutenden Wiener Operettenkomponisten, ist noch immer zu den  
Meisterwerken der älteren Wiener Operette zu rechnen.

In der Erstaufführung in Hamburg brachte Kapellmeister Schulze-  
Market mit seinem Orchester den ganzen Melodienreichtum tempe-  
ramentvoll und klangschön zu Gehör. Unter Paul Sieberts Regie  
ließ das Spiel auf der Bühne dem musikalischen Tempo entsprechend  
flott und ohne Reibung ab. Die Bühnenbilder von Otto Hasse  
waren farbenfroh, die Ausstattung und Kostüme prächtig.

Den gesanglich hohen Anforderungen der Titelrolle wurde unser  
neuer Operettentenor Otto Nerz vollkommen gerecht. Er bringt  
alles Erforderliche für die klassische Operette mit: ein gut geschultes  
und ausgiebiges Organ als Sänger, hinreichende darstellerische  
Fähigkeiten. Auch die übrigen Rollen waren durchweg glücklich be-  
setzt. Das bunte gefällige Treiben, der Frohsinn auf der Bühne  
wirkten unmittelbar auf die Zuschauer, die mit ihrem Beifall nicht  
targten. Kr.

Die Ausstellung „Tiroler Künstler“ in Düsseldorf. Zusammen mit  
dem Tiroler Künstlerbund „Heimat“ und der Künstlergruppe  
„Wage“, Innsbruck, veranstaltete der Kunstverein für die Rhein-  
lande und Westfalen eine Ausstellung von Arbeiten Tiroler Künst-  
ler, die in gewisserhafter Anordnung in seinen Räumlichkeiten unter-  
gebracht wurden, um einmal geschlossen Zeugnis von der künstlerischen  
Arbeit unserer stammesverwandten Brüder im Süden des Reiches  
zu geben. Diese Veranstaltung, die in diesen Tagen besondere Auf-  
merksamkeit verdient, ist auch als künstlerisches Bekenntnis zum  
Deutschtum erfreulich einzuschätzen. Bei der Eröffnung wies der  
Ehrenvorsitzende Oberbürgermeister Dr. Lehr hin auf die gemein-  
samen nationalen und freibürgerlichen Gedanken, die uns als Deutsche,  
als Rheinländer besonders mit dem Land Tirol verbinden, das eben  
in dem Augenblick, wo ein Teil unserer Heimat wieder von schwerer  
fremder Last befreit aufatmet, in einen ersten Kampf um seine schon  
so oft errungene und jetzt wieder zu verteidigende Freiheit steht und  
den Rückhalt am großen Mutterland nötiger braucht denn je. Und  
die künstlerischen Kräfte des Landes, das uns Michael Pacher und  
seinen Volksgangsalter schenkte, für dessen Hauptstadt Innsbruck  
Peter Vischer eines seiner Hauptwerke schuf, aus dem eine Fülle der  
großen Baumeister des Barock ihren Ursprung nahm, und dessen  
heimisches Sinnen und Trachten Desregger veranschaulichte, stoßen  
hier in Düsseldorf, der rheinischen Kunststadt, auf einen empfänglichen

Boden, der gerne bereit ist, auch das Werk, das Schaffen der Gegen-  
wart aufzunehmen, es zu würdigen und sich an ihm zu erfreuen.

Das herzliche Echo dieser Worte fand seinen Ausdruck auch in  
der Rede des Bürgermeisters von Innsbruck, Dr. Eder, der betonte,  
welchen Wert sein Heimatland in dieser Zeit auf die Zeichen der  
Zusammengehörigkeit, der Volkseinheit legte, das die Treue zu seiner  
Vergangenheit stets neu zu erproben hat und mit seinem Herzen die  
Vereinigung aller deutschen Stämme zustrebt. Gleichfalls hob er die  
verbindenden Momente von Tirol und Rheinland hervor und sprach  
seinen Dank für die schöne, freundliche Aufnahme in unserer Stadt  
aus, die, nachdem Gelsenkirchen seinen Dank für die ausopfernde  
Hilfe der Tiroler im Ruhrkampf in dieser Weise abzustatten  
suchte, nun den Tiroler Künstlern so entgegengekommen sei.

Das malerische Gesicht der Schau ist wesentlich der Natur zugewandt  
und deutlich an München geschult. Einige von den Tirolern wie  
Leo Pusch, R. Nhl oder die beiden Schießl, die, schon bekannter ge-  
worden, diesmal nicht ausgestellt haben, sind mit München stehen  
geblieben, andere hat die große Natur ihrer Heimat weiter gefördert,  
aber nur selten gelang einem von ihnen die innere Einheit von Mensch  
und Natur im Bild. Egger-Lienz gehört dazu. Wie er die Land-  
schaft im Bilde baut, wie er die Grundrichtungen von Horizontale  
und Vertikale klar zur Gliederung verwendet und dabei malerisch  
dem Vorwurf nichts schuldig bleibt, selbst einen Busch Malen kolo-  
ristisch noch fein zu meistern versteht, und wie er die Gestalten dann  
mit bewußten Akzenten ins Bild setzt, bleibt bedeutungsvoll. Der  
Kontrast von Ton und Schattenpartien ist prachtvoll durchgeführt und  
läßt auf starke graphische Möglichkeiten schließen. Alfons Walde ist  
der künstlerisch vereinfachenden Naturerscheinung auf der Spur, die  
er in der Landschaft wohl zu fassen versteht. Die Figur bleibt aber  
im charakteristischen Abriß stehen, er vermag sie menschlich nicht zu  
füllen, sie bekommt gute flächenfüllende Nebenwerte, steht aber auf  
dem Hintergrund- oder Farbkontrast, statt auf sich selbst. In Artur  
Nikodems Bergfriedhof spricht der eigene Farbwert stärker mit, der  
seinen Bildern eine gewisse Geschlossenheit gibt, die auch Prachensky  
zu erzielen weiß.

Von den Graphikern ist Engelbert Lap mit sehr hübschen, stimmungs-  
vollen Farbholschnitten neben Karl Pferschy, Andri und den Zeich-  
nungen von Schrom zu vermerken. Die archaisierende Weinplastik  
von Bodingbauer, die gezierten Figürchen von Gabloner, der sauber  
stilisierte Adler Santifallers und der groß angelegte Ecco Homo von  
Hans Piffdrader vertreten die Plastik würdig. Dr. St.

Werdohl. Bildungsausschuß. Der erste Abend im neuen Jahre  
brachte eine große literarische Überraschung. Deutschlands größter  
Balladenbichter Vorries Freiherr von Münchhausen sprach seine  
eigenen Balladen und einige lyrische Gedichte. Aus dem reichen  
Schatz seiner Dichtungen sprach der Künstler zunächst einige Balladen  
mit geschichtlicher Tendenz, es folgten zeitgenössische und moderne  
Balladen, zwischendurch einige ganz famose lyrische Dichtungen, mit  
denen er den Anhängern seiner lyrischen Kunst wirklich einen hervor-  
ragenden Gefallen getan hat. Hiervon seien nur erwähnt „Der dunkle  
Falter“ und „Über ein Grab hin“. Von seinen Balladen gefielen  
„Graf Egisheim“ und „Gottes Gnaden“ in besonderer Weise.

Es würde zu weit führen, jedes einzelne Gedicht, jede Ballade in  
all ihren Feinheiten zu besprechen. Das Werdohler Publikum ist dem  
Bildungsausschuß dankbar, daß er ihm diesen hohen Genuß gebracht  
hat. Aber den Dichter selbst seien indes noch einige Worte gewährt:

Der Dichter ist ein hervorragender Kenner der deutschen Sprache.  
Während sein Großvater als Sprachforscher über achtzig Sprachen  
wissenschaftlich behandelte und seine Mutter achtzehn Sprachen er-  
lernte, hat er selbst sich auf die Muttersprache beschränkt, diese aber  
tief und nach allen Richtungen hin durchforscht. Bei seinem jahre-  
langen Graben und Wühlen in den alten Sprachschätzen fand er  
manches oxydierte und als wertlos weggeworfene Stück, das er wieder  
blank polierte und in seine Werke einfügte wie eine Perle in ein Schmud-  
stück. Er bedarf auch eines ungewöhnlichen Wortschatzes, denn niemals  
wählt er ein Wort, das nicht unzweideutig und bildschaffend den von ihm  
gewollten Sinn widerspiegelt. Wo ihm aber sein reicher Wortschatz  
dennoch einen Ausdruck versagt, da formt er sich selbst ein passendes  
Wort. Auf diese Weise wird Münchhausen ein Mehreres unserer  
Sprache und sorgt dafür, daß sie nicht erstarrt, sondern in lebendigem  
Flusse bleibt und sich in immer neue Formen ergießt.

Der Dichter ist sehr karg mit der Herausgabe seiner Werke. Was  
bis jetzt veröffentlicht worden ist, bedeutet nur eine Auslese. Über  
vier Fünftel seiner Dichtungen ruhen noch in seinen Truhen. Sein  
gesamtes Lebenswerk wird voraussichtlich erst nach seinem Tode der  
Nachwelt bekannt werden. Seine bisher veröffentlichten Werke haben  
in wenigen Jahren eine ungeahnte Verbreitung gefunden. Schon  
jetzt gibt es kaum eine neuere Gedichtsammlung, kaum ein Lesebuch  
für Volksschulen oder eine höhere Lehranstalt, das nicht einige seiner  
Dichtungen enthält.

### Die Vermögensauseinandersetzung mit den Hohenzollern.

Über die vermögensrechtliche Auseinandersetzung mit den ehemaligen deutschen Fürstenhäusern ist die gesamte öffentliche Meinung jetzt in Bewegung geraten. Inzwischen ist ein Vergleich angenommen worden, wodurch alle Auseinandersetzungen mit den Fürstenhäusern bis zur reichsgesetzlichen Regelung der Abfindungsfrage ausgesetzt werden sollen. Da nun aber trotz allem Gerede die Allgemeinheit kaum eine klare Vorstellung von dem wirklichen Sachverhalt hat, wollen wir ihn in nachstehenden Ausführungen darstellen:

Durch Verordnung vom 13. November 1918 wurde das sog. Kronfideikommißvermögen und 14 Tage später das Privatvermögen des preußischen Königshauses beschlagnahmt und der Verwaltung des Finanzministeriums unterstellt. Die Beschlagnahme des Privatvermögens war als eine vorläufige bezeichnet, die mit der Feststellung der Eigentumsverhältnisse aufgehoben werden sollte. Verschiedene Vergleichsversuche in früheren Jahren sind gescheitert, so daß noch heute das umstrittene Privatvermögen dem früheren Königshaufe entzogen ist. Die verschiedenen Prozesse, die von Mitgliedern des Hauses Hohenzollern geführt worden sind, waren erfolgreich, so daß die rechtlichen Ansprüche der Hohenzollern in dieser Beziehung anerkannt sind.

Die gesamte im Besitz des Königshauses vor 1918 befindliche Vermögensmasse belief sich auf 1055 Millionen Reichsmark. Von dieser Gesamtmasse erhält der Staat auf Grund des Vergleichsvertrages vom 12. Oktober 1925 folgende Sachwerte als unbeschränktes Eigentum:

|                                                                 |              |              |
|-----------------------------------------------------------------|--------------|--------------|
| Land- und Forstbesitz . . . . .                                 | Wert etwa 18 | Mill. R.-Mk. |
| Nutzungsgrundstücke . . . . .                                   | 35           | " "          |
| Schlösser und Gärten . . . . .                                  | 474          | " "          |
| Kapitalien . . . . .                                            | 0,3          | " "          |
| Mobiliar der historischen Schlösser . . . . .                   | 75           | " "          |
| Kunstwerke in den Berliner Museen . . . . .                     | 35           | " "          |
| Schadgalerie in München . . . . .                               | 2,5          | " "          |
| Theaterbaulichkeiten und Krollisches<br>Etablissement . . . . . | 30           | " "          |
| Theater-Fundus . . . . .                                        | 16           | " "          |
| Kroninsignien . . . . .                                         | 0,4          | " "          |

Zusammen etwa 686,2 Mill. R.-Mk.

Die der Aufstellung zugrunde gelegten Zahlen beruhen, soweit es sich nicht um Schätzungen handelt, auf dem Wehrbeitragswert von 1913. Die Kunstschätze insbesondere sind sehr niedrig veranschlagt. Bei den „Schlössern und Gärten“, welche den größten Wert darstellen, handelt es sich um die historischen Schlösser, darunter das Alte Schloß in Berlin mit 104 Mill. R.-Mk., Schloß und Park Sanssouci, Neues Palais, Orangerie usw. mit rund 123 Mill. R.-Mk., Schloß zu Breslau mit 31 Mill. R.-Mk., Schloß und Park Wilhelmshöhe 35 Mill. R.-Mk., Neuer Garten mit Marmorpalais 26 Mill. R.-Mk. Insgesamt erhält der Staat mehr als 40 Schlösser in den verschiedenen Teilen des Reiches. Nicht inbegriffen ist in obigen Zahlen der Wert der Grunderwerbungen zu den Schlössern, noch der Wert der baulichen Aufwendungen. Insbesondere fallen also die gesamten historischen Einrichtungen der Schlösser, Gemälde, Kunstfachen sowie die gesamten Museumschätze an den Staat. Darunter auch die berühmte Schadgalerie in München, deren wirklicher Wert auf 10 Mill. R.-Mk. geschätzt wird.

Weiterhin verzichtet das Königshaus auf die Kronfideikommißrente von jährlich 2½ Mill. Talern, deren Kapitalwert auf etwa 187 Mill. R.-Mk. zu veranschlagen ist. Insgesamt erhält also der Staat auf Grund des Vergleiches Werte im Betrage von rund 875 Millionen R.-Mk.

Demgegenüber bleiben im Besitz des Königshauses folgende Wertobjekte:

|                                           |              |              |
|-------------------------------------------|--------------|--------------|
| Land- und Forstbesitz . . . . .           | Wert etwa 42 | Mill. R.-Mk. |
| Nutzungsgrundstücke . . . . .             | 9            | " "          |
| Schlösser und Gärten . . . . .            | 81           | " "          |
| Kapitalien . . . . .                      | 1            | " "          |
| Hausgerät und sonstige Mobilien . . . . . | 10           | " "          |
| Kunstwerke . . . . .                      | 5            | " "          |
| Familien Schmuck . . . . .                | 2            | " "          |
| Entschädigung für Landbesitz usw. . . . . | 30           | " "          |

Wert rund 180 Mill. R.-Mk.

Bei dem den Hohenzollern verbliebenen Besitz handelt es sich in der Hauptsache um den privaten Besitz des Königshauses. Die wichtigste Frage ist zunächst die nach der Entstehung dieses Privatvermögens.

Durch das Staatsschuldengesetz vom Jahre 1820 wurde das im Allgemeinen preußischen Landrecht festgelegte Dispositionsrecht über alle Staatseinnahmen aufgehoben und dem Königshause die sogenannte Kronfideikommißrente in Höhe von 2½ Millionen Taler jährlich ausgesetzt. Später wurde diese Rente zu Repräsentationszwecken mehrfach erhöht. So war also das Königshaus nach den Befreiungskriegen von allem Grundbesitz entblößt. Der jetzt vorhandene Landbesitz

stammt aus Erbschaften und Neuerwerbungen aus Ersparnissen. Diese Ersparnisse wurden dadurch ermöglicht, daß mit dem Grundgesetz Friedrich Wilhelms I. gebrochen wurde, der seine jüngeren Söhne mit Grundbesitz ausgestattet hatte. Man ging dazu über, den Kapitalbesitz in der Hand des Königs zusammenzufassen und alle übrigen Familienmitglieder zu Kostgängern der königlichen Einnahmen zu machen. Die gewährten Apanagen der Prinzen und Prinzessinnen waren stets verhältnismäßig niedrig. Auf diese Weise konnte der in der Hand des Königs vereinigte Grundbesitz durch Zukäufe planmäßig abgerundet und erweitert werden. Durch Erbschaft fiel zunächst aus dem Besitz der jüngeren Linien im Hause im Jahre 1843 der Besitz des Prinzen August von Preußen an das Königshaus zurück und später durch das Aussterben der Markgrafen von Schwedt die Herrschaft Schwedt und Vierraden. Dieser Besitz wurde durch die zu diesem Zweck geschaffene königliche Hofkammer verwaltet und bildete den Grundstock des privaten Familienbesitzes, der durch Zukäufe besonders in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Westpreußen und Schlesien ausgedehnt wurde. Durch den Artikel 256 des Versailler Diktates sind die in Westpreußen und Posen gelegenen 13 Domänen an Polen abgetreten worden, ohne daß mit einer entsprechenden Entschädigung zu rechnen ist.

Die Zahl der unterhaltungsberechtigten Mitglieder des königlichen Hauses beträgt 49 Personen. Davon entfallen 15 Personen auf die Nebenlinien Prinz Friedrich Leopold und Prinz Albrecht. Die 26 Personen der engeren Familie der Hohenzollern sind fast ganz angewiesen auf die Einkünfte des sogenannten Hausvermögens, d. i. das der Gesamtfamilie gehörende fideikommißrechtlich verbundene Vermögen. Bemerkenswert ist, daß einzelne Güter ertraglos wirtschaften, andere Zuschüsse erfordern. Das Privatvermögen der meisten Prinzen ist gering. Nach der Preussischen Fideikommißgesetzgebung unterliegen sowohl die einfachen Fideikommiße wie die Hausgüter der Auflösung, so daß mit ihrer Aufteilung zu rechnen ist.

Der Vergleichsvertrag ist von dem Preussischen Finanzminister Dr. Höpker-Aschoff einerseits, durch den Wirtl. Geh. Rat Fr. von Berg andererseits unterzeichnet. Der Vertrag soll am 1. April 1926 in Kraft treten. Er sollte auch dem Staatsrat und dem Landtag bereits zur Genehmigung vorgelegt werden. Durch den demokratischen Antrag einer reichsgesetzlichen Regelung über die Fürstenabfindung ist nun eine Verzögerung insofern eingetreten, als das Kabinett beschloß, hat, die Vorlage zunächst zurückzustellen.

Die Gründung der Stadt Hamm. Der Aschermittwoch 1226 gilt als der Gründungstag der Stadt Hamm, so daß die Stadt jetzt am 4. März den 700jährigen Gedentag ihrer Gründung feiern kann. Graf Adolf von der Mark faßte nach der Ermordung des Erzbischofs von Köln, Engelbert des Heiligen, die vertriebenen Bürger zwischen Ahse und Lippe zusammen und baute an Stelle der zerstörten Burg Hienburg die Burg Blantenstein und das neue Städtchen tom Hamm. Hamm oder Hamme bedeutet einen von Wasser oder festen Dämmen umgebenen Platz, zu dem nur ein einzelner Weg Zugang verleiht. Aus Funden, die in jüngster Zeit gemacht worden sind, ist aber mit unzweifelhafter Sicherheit zu schließen, daß schon sehr lange vor der eigentlichen Stadtgründung hier eine bedeutende Siedelung bestanden hat. Man fand nämlich bei Ausgrabungen für den Umbau des Postgebäudes ein großes Viereck quadratisch zugebauner Eichenstämme und eine kurze Holzterasse, ferner eine Urne aus schwarzem Ton, die nach ihrer Form eine fränkische aus der Zeit von 800 bis 1000 n. Chr. ist, außerdem aber einen Knochenpfriem mit den deutlichen Spuren häufigen Gebrauchs, der mit großer Wahrscheinlichkeit der früheren Steinzeit zuzuschreiben ist, wonach man das Alter der Siedelung Hamm auf mehrere tausend Jahre schätzen kann. Ähnliche Funde sind schon früher gemacht worden.

Die Stadt Hamm, auf deren nähere Geschichte wir an dieser Stelle nicht eingehen können, hat ihre Bedeutung als Hauptstadt der Grafschaft Mark, die 1609 mit Preußen vereinigt wurde. Hier war neben dem Siegerland ursprünglich der Sitz der westfälischen Eisenindustrie – „dort wo der Märker Eisen redt“ – singt Alndt. Dann, nach Verschiebung dieser Verhältnisse, blieb die Mark bis heute immerhin der Mittelpunkt der Drahtindustrie, womit die Stadt Hamm neben Altena an erster Stelle steht. Besonderen Dank schuldet die Mark Friedrich dem Großen, der ihrer technischen Entwicklung besondere Aufmerksamkeit und Sorge zuwandte, was auch Graf Beugnot, der kenntnisreiche und vorurteilslose Verwalter des Großherzogtums Berg, lobend anerkannte. Wir wünschen der Stadt Hamm zu ihrem Jubeltag, der ohne öffentliche Feier verlaufen soll, ein fröhliches „Glück auf!“ v. M.

Franz von Sidingen. Am 2. März 1481, also vor 445 Jahren, erblickte ein anderer deutscher Held, der deutsche Feldhauptmann Franz von Sidingen, auf der väterlichen Ebernburg bei Kreuznach das Licht der Welt. Unbekümmert um Reichsacht und Reichstammergericht bekämpfte er als echter deutscher Ritter tapfer die zunehmende

Macht der Fürsten, die seiner Ansicht nach einer allgemeinen Verbreitung eines einheitlichen Reichsgedankens und der freiwilligen Unterordnung unter den Kaiser, den Mittelpunkt der Macht, im Wege standen. Als Oberhaupt des Bundes der schwäbischen und rheinischen Ritterschaft ergriff er Partei für die Kirchenreform, für Reuchlin, und war dem mutigen Kämpfer Ulrich von Hutten ein zuverlässiger, treuer Freund und Beschützer. Bei der Belagerung seiner feste Landstuhl (Rheinfalz) schwer verwundet, starb er am 7. Mai 1523. Auf seiner väterlichen Burg Ebernburg erhebt sich ein schönes Standbild, ein Doppelbild, das sein und seines Freundes und Gesinnungsgenossen Ulrich von Hutten Andenken der Nachwelt überliefert.

**Ferdinand von Schill.** Es ist eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, dieses mutigen Mannes zu gedenken, der vor 150 Jahren, am 6. Januar 1776 in Wilmsdorf (Sachsen) geboren wurde. Mit einem Freikorps unterstützte er 1807 die Verteidigung Kolbergs, als Kommandeur eines Husarenregiments beschloß er 1809 durch einen Einbruch in das Königreich Westfalen den Anstoß zur allgemeinen Erhebung Deutschlands zu geben. („O Schill, dein Säbel tut weh!“) Er nahm Halle ein, zog sich aber vor den Franzosen nach Medlenburg zurück und fiel bei der Verteidigung von Stralsund am 31. Mai 1809. Wie sehr der Held von Napoleon gehaßt und gefürchtet war, geht aus der Erschießung seiner 11 Offiziere in Wesel hervor. Es ist anscheinend nicht so bekannt, wie es wohl sein könnte, daß Ferdinand von Schills Vaterhaus in Egerland gestanden hat, obgleich er selbst in Wilmsdorf bei Dresden das Licht der Welt erblickte. Er war also ein Sudetendeutscher, denen wir heute unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Johann Georg Schill, der Vater des Freiheitkämpfers, wurde nämlich — wie Professor Gustav Edgel in der „Sudetendeutschen Tageszeitung“ mitteilt — am 4. Januar 1726 in Kotaschitz, Pfarre Tschelies, Post Weseitz bei Plan, geboren. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach (1756), begann er — vermögend, wie er allem Anschein nach war —, sich bald unter den damals zahlreich auftauchenden Unternehmern hervorzutun, welche aus den verschiedensten Beweggründen Freikorps für die Österreicher und Sachsen warben und befehligten. Er brachte es bis zum Rittmeister und erhielt 1768 den deutschen Reichsadel. Nach dem Kriege lebte er eine Zeitlang auf dem Rittergute Wilmsdorf bei Dippoldiswalde, später auf dem Gute Soders bei Lublinitz in Oberschlesien. Das Parteigängertum steckte in seinem und auch seines Sohnes Blut, der nach dem frühen Tode seiner Mutter völlig unter dem Einfluß seines Vaters aufwuchs. Die Mutter war eine Freiin von Treglau, aus einem böhmischen Geschlechte. Als Napoleon 1806 in Schlesien einbrang, erwachte in dem alten Haudagen der Soldatengeist von neuem, aber sein Tatendrang wurde durch die kleinmütigen preussischen Behörden gezügelt. Gleich nach dem Tode seines berühmten Sohnes, den er in Pommern besucht haben soll, eilte der nimmermüde Greis neuerdings zu den österreichischen Fahnen, ohne aber sonderlich in Tätigkeit zu gelangen. Er starb am 28. Februar 1822 in Puncau bei Teschen.

**Karl der Kühne,** Herzog von Burgund, wurde vor 450 Jahren von den Schweizern am 1. März 1476 bei Grandson zum erstenmal und dann am 22. Juni bei Murten entscheidend geschlagen und besiegt. Ein Jahr später fand er seinen Tod bei Nancy (Nancy). Im vorigen Jahre hat die Stadt Neuf den 450jährigen Gedenktag der Aufhebung der Belagerung dieser Stadt gefeiert, die trotz aller Drangsal und Not den ehrgeizigen Plänen dieses Fürsten mannhafte Widerstand entgegengesetzt hatte. Von der Zeit Karls des Großen an gehörte ganz Belgien mit Dünkirchen und dem Artois, von 1512 an als Teil des burgundischen Kreises, zum Deutschen Reich, und von dieser Zusammengehörigkeit legen noch heute die herrlichen Bau- und Kunstdenkmäler in ganz Belgien beredtes Zeugnis ab. In dieses Verhältnis brachte das Auftreten des Herzogs Karl von Burgund eine große Störung, der den Plan gefaßt hatte, ein von der Nordsee bis zu den Alpen reichendes Königreich durch Hinzufügen von Lothringen, Elsaß und der Schweiz zu gründen. Er glaubte den deutschen Kaiser Friedrich III. leicht für seinen Plan gewinnen zu können und brachte bei einer Zusammenkunft in Trier schon Krone,zepter und Thron für das neue Königreich mit. Aber obwohl dieser Kaiser durch die Schuld der eigennützigen Fürsten und Städte des Reichs damals nur geringe Macht besaß, gab er einen Beweis großer politischer Klugheit und vaterländischen Stolzes, indem er sich diesem Plan mit aller Macht widersetzte. Er hatte sehr wohl erkannt, daß eine solche zwischen Frankreich und Deutschland sich eindringende Mittelmacht für das Deutsche Reich eine große Gefahr sein würde. Dieser Entschluß ist um so höher einzuschätzen, als Karl der Kühne dem Kaiser, der bei der damaligen politischen Zerfahrenheit des Reiches in dauernder Geldverlegenheit, ja zuweilen in Not war, für sein Entgegenkommen große persönliche Vorteile in Aussicht gestellt hatte.

**Die Italiener in Abessinien.** Am 1. März 1896, also vor 30 Jahren, wurden die Italiener bei Adua in Abessinien von dem Kaiser Menelik vernichtend geschlagen und sie suchten ihr Heil in wilder Flucht. Aber einen unerwarteten Erfolg hat diese Schlacht dennoch gehabt. Vorher kannte in Abessinien niemand ein Kleidungsstück, das mit einem Hut Ähnlichkeit gehabt hätte. Nach der Schlacht fielen aber den Abessiniern 3000 Versaglierihüte in die Hände, die sie siegestrunken aufsetzten. Kaiser Menelik gab das Beispiel, indem er sich zuerst einen solchen Hut auf den Kopf setzte. Die Krieger folgten, und nun wird bei den Amharen, dem herrschenden Stamm in Abessinien, aus dem hauptsächlich die Staatsleute und Krieger hervorgehen, von Männern und Frauen der große italienische graue Filzhut getragen. So entstehen Moden. Natürlich entstand bald Mangel an Hüten. Die griechischen Kaufleute aber, die alte abgetragene Hüte aufkauften, halfen dem Mangel ab und machten ein gutes Geschäft dabei.

## Rabe und Fuchs

Er saß zu Tisch, an einem gutbesetzten Tisch. Es war Gesellschaft da und es war sehr gemütlich. Der dunkelrote Wein funkelte in den schönen Kristallgläsern und vereinigte seinen Duft mit dem der Blumen, womit die Tafel so lieblich geschmückt war. Der alte Herr J. fühlte sich so recht behaglich und zufrieden, er freute sich über die herzliche Freundlichkeit und genoß wohl das Angenehme des Daseins.

Was für eine hübsche Geschichte war doch gestern erzählt worden! Mal eben überlegen, wie war es auch wieder?

„Wie heißt auch noch mal der Dichter, der französische Dichter der Fabel von dem Raben und dem Fuchs, von dem Raben, der ein Stück Käse im Schnabel hielt . . .?“ „Corneille,“ rief einer aus der Gesellschaft.

„Nein, Corneille ist es nicht,“ meinte ein anderer, „es ist Racine . . .“

„Nein, Racine ist es nicht, es ist Corneille,“ behauptete der erste wieder.

„Du irrst dich, die Fabel fängt an mit Maitre Corneille . . .“

„Verzeihung, jetzt irrst du dich, die Fabel fängt an mit Meister Corbeau . . .“

Der gute alte Onkel J. nahm einen Schluck aus seinem Glas, tat einen Zug an seiner Zigarre, lachte still in sich und dachte: „Wenn ich doch nur weiter erzählen könnte.“

„Wartet mal eben,“ mengte sich ein dritter ins Gespräch, „es ist weder Corneille noch Racine, aber . . . ach ja, wer war es auch wieder, der Name liegt mir auf der Zunge, ich könnte ihn hundertmal nennen, hm, jetzt weiß ich, hm . . . , wartet eben, es wird mir gleich einfallen.“

„Nun ja, laßt es nur,“ setzte Onkel J. seine Erzählung fort, „also der Rabe saß auf einem Ast oben in einem Baum, und unten auf der Erde saß ein Fuchs, der das Stück Käse gern gehabt hätte, das der Rabe im Schnabel hielt.“

„Davon haben wir zu Hause eine Pendüle, das weiß ich noch ganz gut“, fiel die Dame des Hauses in die Rede.

„Ganz recht,“ sagte der Onkel J. und wollte seine Erzählung fortsetzen.

„Jetzt weiß ich, wen du meinst,“ rief einer der Tischgenossen, „es ist La Fontaine.“

„Richtig, richtig, La Fontaine, es ist La Fontaine!“ riefen nun alle wie aus einem Mund.

„Ja, sein Grab ist auf dem Kirchhof Père Lachaise in Paris gerade wie die Pendüle früher bei uns zu Haus, der Rabe sitzt oben auf dem Stamm und der Fuchs sitzt unten.“ „Was wolltest du denn eigentlich erzählen, Onkel?“ fragte einer der Gäste.

„Nun,“ sagte der Onkel, „der Fuchs hatte Lust an dem Käse, und darum dachte er, wenn ich dem Raben nun schmeichle, daß er so 'ne schöne Stimme hat . . .“

„Aber, Onkel,“ wurde der gute Herr J. wieder unterbrochen, „die Geschichte kennen wir doch alle.“

„Nun, Kinder, die Geschichte, die ich erzählen will, kennt ihr nicht,“ antwortete der Onkel mit lustigem Lachen.

„Ach, Onkel,“ sagte die Nichte, „als der Rabe nun seine Stimme hören lassen wollte, öffnete er den Schnabel, der Käse fiel heraus und der Fuchs lief damit fort.“

„O nein, Nichte, das meine ich ganz und gar nicht,“ lachte der gute Onkel, „siehst du wohl, daß du es nicht weißt. Nein, der Rabe nahm mit 'ner Klaue das Stück Käse aus dem Schnabel und sagte dann: ‚Alsch, alter Fuchs, meinst du, du könntest mich jetzt noch mit der alten Fabel von La Fontaine dranzuziehen?‘“

Der Komponist Jean Baptiste de Lully, noch heute als Begründer der großen französischen Oper eine historische Berühmtheit, saß eines Tages am Flügel und improvisierte, als ein schweres Gewitter losbrach. Blitz folgte auf Blitz, der Donner trachte fast ohne Pause, und alle Anwesenden schlugen schredensbleich Kreuz auf Kreuz. „Ach bitte,“ wandte sich Lully an den Nächststehenden, „schlagen Sie doch ein paar Kreuze für mich mit, ja? Sie sehen, ich habe jetzt keine Hand frei!“

## Groß und klein

Nimm ein Liter Roggen, es enthält — wenn du willst, kannst du es nachzählen — 10 000 Körner. In ein Hektoliter gehen also 1 000 000 Körner. Wirf 14 Hektoliter Korn auf einen Haufen. Nimm ein Korn zwischen die Finger. Das Korn ist die Erde, der ganze Haufen ist die Sonne: Erde und Sonne im richtigen Verhältnis ihrer Größe.

Ein normaler Mensch wiegt 75 kg. Die Erde wiegt:

5 875 000 000 000 000 000 000 000 kg.

Die Sonne wiegt:

2 096 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 kg. Und doch ist die Sonne noch lange nicht der größte Himmelskörper.

Stellen Sie sich vor, Sie könnten die Erde mit einem Eisenbahnzug verlassen, der 60 Kilometer in der Stunde macht, dann hätten Sie 232 Jahre nötig, um die Sonne zu erreichen.

Ein Blatt Gold, das zum Vergolden gebraucht wird, ist so dünn, daß 20 000 Blättchen aufeinandergelegt eine Dike von 1 mm haben. Auch Platina kann zu Draht von  $\frac{1}{1200}$  mm Dicke ausgezogen werden. Gold kann so dünn ausgezogen werden, daß ein Draht von 2700 m nur 1 g wiegt.

Haben Sie ein Paar gute, normale Augen? Dann können Sie bei hellem Wetter sehen: Kirchtürme auf 15 km; Mühlenflügel auf 11 km; Schornsteine auf 4 km; Häuser auf 3 km; große allein stehende Bäume auf 2 km; Fensterräume auf 300 m; Pfannen auf den Dächern auf 50 m; das Gesicht eines Menschen auf 300 m, aber Sie erkennen ihn erst auf 150 m.

## Wer ist der Dumme?

Javanische Schnurpfeiferei, nacherzählt von Philipp Krämer

Ein reicher Chinese kaufte auf dem Markte von Batavia ein kostbares Teeservice. Er rief einen armen javanischen Kuli und sprach zu ihm so: „Du trägst mir das Service auf deinem Warong nach meinem Hause. Was verlangst du dafür?“

„Drei Quartjes“, antwortete der Kuli. „Es ist eine halbe Stunde zu gehen bis ans Ende der großen Tamarindenallee.“

„Es ist mir recht“, entgegnete der Chinese, und der Kuli stellte das kostbare Service auf seinen Warong.

Sie waren eine Weile gegangen, da reute den Chinesen, daß er dem Kuli drei Quartjes versprochen hatte. Und er beschloß, den Preis herabzuhandeln. „Die Javaner sind dümmer als wir Chinesen“, dachte er bei sich, „es wird mir nicht schwer werden.“ Und laut sagte er: „Wenn du von deinem Preis ein Quartje nachlässest, so will ich dir einen guten Rat geben, mit dem du im Leben vorantommst.“

Der Kuli dachte: „Einen guten Rat, mit dem ich im Leben vorantomme, kann ich wohl gebrauchen, und ich habe dann immer noch zwei Quartjes, um dafür Reis zu essen und Sirih zu kauen.“ Und er war damit einverstanden.

„Höre, Kuli, und merke wohl auf meinen guten Rat: Wenn dir jemand sagt, daß er zu Fuß schneller geht als zu Pferd, so mußt du das nicht glauben.“

Der Kuli glaubte zu sehen, wie der Chinese verschmigt lächelte, ärgerte sich, dachte aber bei sich: „Ich muß ihn den Ärger nicht sehen lassen. Was kann ich machen? Ich bin dumm gewesen. Ich will künftig mehr auf meiner Hut sein.“ Sie waren eine Weile gegangen, da reute den Chinesen, daß er dem Kuli noch zwei Quartjes geben mußte, und er beschloß, den Preis noch um ein weiteres Quartje herabzuhandeln.

„Höre, Kuli“, sprach er, „mein Rat war vielleicht nicht allzu hervorragend, das gebe ich zu, wiewohl er nicht schlecht war. Aber kannst du für ein Quartje mehr verlangen? Das kannst du nicht. Läßest du aber noch ein Quartje nach, dann will ich dir einen Rat geben, über den du dich wundern sollst. Wundern sollst du dich, das kann ich dir sagen.“

Als der Kuli voller Erwartung stillstand und den Gelbhäutigen neugierig anschaute, erklärte dieser: „Höre, Kuli, und merke wohl auf meinen Rat. Wenn dir jemand sagt, mit vollem Magen sei man hungrier als mit leerem, so mußt du das nicht glauben.“

Der Kuli glaubte zu sehen, wie der Schlichhäutige lächelte, er ärgerte sich sehr, dachte aber bei sich: „Ich muß ihn den Ärger nicht sehen lassen. Was kann ich machen? Ich bin dumm gewesen. Ich muß noch mehr auf meiner Hut sein.“ Und er tröstete sich bei dem Gedanken, daß ihm ja noch ein Quartje übrig bleibe. Sie waren inzwischen in die große Tamarindenallee gekommen, an deren Ende des Chinesen Haus liegt. Da dachte der Chinese: „Ich muß mich eilen, wir sind gleich angekommen. Er muß mir auch das letzte Quartje lassen.“

Und laut sagte er: „Willst du reich werden, Kuli, und ein schönes Haus in einer Tamarindenallee haben und viele Büffel im Stall und schöne Tauben in den Käfigen?“

Des Lastträgers schwarze Augen funkelten die Antwort.

„Höre, Kuli, ich will dir einen sehr guten Rat geben, wie man reich wird, wenn du mir noch ein Quartje nachlässest. Willst du ihn hören?“

„Gut“, sagte der Kuli fast bebend, „ich will diesen letzten Rat hören.“ „Höre, Kuli, und merke wohl auf meinen Rat: Wenn dir jemand sagt, es gebe noch einen Dümmeren als du bist, so mußt du das nicht glauben.“

Nun konnte der arme Kuli nicht länger an sich halten vor Zorn. Sie waren gerade die kühlen Marmorstufen der Vorgalerie emporgestiegen. Und indem er das Service mit großer Gewalt zu Boden schleuderte, sagte er, während es klornte, daß die Babus entsezt herbeisprangen: „Und wenn dir jemand sagt, daß von diesem Service noch ein Stück ganz geblieben ist, so mußt du ihm das nicht glauben.“ Und sprang davon. D. Allg. Ztg.

Wie alt ist das Menschengeschlecht? In der letzten Sitzung der Geologischen Gesellschaft für den Industriebezirk Essen berichtete Dr. Wildschrey (Duisburg) über seine Studien, die das Alter des Heidelberger Kiefers betrafen — des ältesten bis jetzt bekannten Menschenfundes auf der Erde. Der Kiefer war eingebettet in die Sande einer Neaderschleife. Leider sind diese durch nachträgliche Einbrüche aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht, so daß man das normale Schema der eiszeitlichen Flußterrassen nicht ohne weiteres erkennen kann. Aber aus den vorwiegend sandigen Schichten und ihrem Fossilinhalt geht hervor, daß es sich um eine Zwischenzeit handeln muß. Der Kiefer lag in der Sandwand sehr tief, wird also der ersten Hälfte dieser Zwischenzeit angehören. Nach der Begleitfauna ist die Lagerstätte — so setzte Dr. Wildschrey auseinander — gleichaltrig mit den Mosbacher Sanden bei Wiesbaden; dort aber ist das Verhältnis zu den Terrassen klarer. Es haben zwar auch da Senkungen stattgefunden; doch läßt sich noch erkennen, daß die Sande auf der mittelhochrheinischen Hochterasse, nach niederhessischer Bezeichnung der jüngeren Hauptterasse liegen. Diese muß der zweiten Pentischen oder Mindelszeit entsprechen, die darüber lagernden Sande also der folgenden mittlern Zwischenzeit (Mindel-Riß), die durch ihre Länge und ihre warme Temperatur von den beiden andern unterschieden ist. Nach den neuesten Untersuchungen von Milandovitch, die von den kosmischen Ursachen der Eiszeiten ausgehen und auf astronomischen Berechnungen beruhen, soll diese in die Zeit zwischen 450 000 und 210 000 v. Chr. Geburt fallen. (Beginn der Eiszeit vor 650 000 Jahren.) In diesen Zeitraum müßten also die Heidelberger Sande hineingehören und der Heidelberger Mensch schätzungsweise 350 000 Jahre alt sein. Das wird ungefähr dem Zeitpunkt entsprechen, da sich im engen Rheintal der Strom erst bis zu halber Höhe des heutigen Seitenhanges durchgesägt hatte. Der Kiefer ist also weit jünger, als man bisher angenommen hatte; man setzte ihn ungefähr auf die Wende des Tertiärs zum Diluvium. In Wirklichkeit fällt er in die erste Hälfte derselben Zwischenzeit, in deren Mitte die prähistorische Kultur des Chelléen, und in deren zweiter Hälfte der Neandertaler (Homo mousteriensis Hauseri) erscheint, ist also nur unwesentlich älter als dieser. (Köln. Ztg.)

Zur Beachtung für Auswanderungslustige. In Deutschland sind zur Zeit mehrere brasilianische Landagenten tätig, die von Amsterdam aus fortgesetzt für die Wanderung nach Brasilien werben. Zahlreiche deutsche Familien haben sich durch die Landagenten Ufern haben, Dr. Bengler, H. Frank und Pach bewegen lassen, auf das Angebot — Freifahrt wurde versprochen — eingegangen. Der von den Agenten gegebenen Weisung gemäß haben die Auswanderer für ihren Paß falsche Angaben über das Zielland gemacht und sich nicht der Auskunft der amtlich anerkannten Beratungsstellen bedient. Die Agenten haben wiederholt verschwiegen, daß sie Arbeiter für brasilianische Kaffeepflanzungen werben und haben den Auswanderungswilligen ihr künftiges Dasein als Landpächter und Besitzer in den rosigen Farben ausgemalt. Die Agenten handeln dem Vernehmen nach nur aus Gewinnsucht und beziehen aus ihrem Menschenhandel nicht nur ein Kopfgeld von der Schiffsahrtsgesellschaft, sondern auch von den Kaffeepflanzern. Es muß betont werden, daß in dem heißen Klima sich Deutsche für die schwere Arbeit auf Kaffeepflanzungen im allgemeinen nicht eignen.

Diese Werbung läßt es als dringend wünschenswert erscheinen, daß alle Auswanderungslustigen die amtlich anerkannten Beratungsstellen in Anspruch nehmen und sich nicht von gewinnsüchtigen Agenten ins Elend führen lassen.

Ein besonderes Tätigkeitsfeld dieser Agenten ist die Herausgabe von Auswandererzeitungen. So erscheint beispielsweise in Wien eine Auswandererzeitung „Übersee“, die einen Teil ihrer Nachrichten den amtlichen Blättern für das Auswanderungswesen in Deutschland und Österreich entlehnt, im übrigen aber meist sich mit rein geschäftlichen Unternehmungen, wie beispielsweise den oben skizzierten Werbungen für Kaffeepflanzungen und ähnlichen geschäftlichen Unternehmungen befaßt. Sie benutzt ein Abonnement für die Auswandererzeitung als Lockmittel.

Bei so folgenreichen Entschlüssen, wie dem Entschluß auszuwandern, sollte jeder Verantwortliche den Personen, die ihn beraten, größte Vorsicht gegenüber walten lassen, um nicht gewinnsüchtigen Ausbeutern in die Hände zu fallen.

Bessere Absatzmöglichkeiten für Maschinen, Elektroartikel und Textilien nach Mexiko. D. A. I. Durch die Errichtung der neuen Staatsbank hat das mexikanische Wirtschaftsleben in den letzten Monaten merklich an Stabilität gewonnen. Die Handelsbilanz hat sich trotz der Zunahme der Einfuhr wesentlich gebessert und die Unternehmungslust des einheimischen Handels ist stark angewachsen. Der Ausbau der Eisenbahn hat eine dauernde starke Nachfrage nach Eisenbahnmaterialelementen hervorgerufen, und die Entwicklung der Industrie macht große Anschaffungen von Maschinen, Werkzeugen und so weiter notwendig. Auch nach Elektroartikeln ist die Nachfrage in ständigem Wachsen. Die gesteigerte Kaufkraft der großen Masse der Verbraucher hat außerdem die Absatzmöglichkeiten für Textilwaren, sowohl Stoffe als auch fertige Konfektion, erheblich gebessert. Es zeigt sich übrigens immer deutlicher ein Rückgang des amerikanischen Einflusses auf den mexikanischen Markt, und zwar zugunsten Englands und Deutschlands. 1921 betrug der Einfuhranteil der Vereinigten Staaten 92 Prozent und ist bis zum vorigen Jahre auf 75 Prozent gesunken. Der deutsche Anteil dagegen hat sich, wie die „Mehamtlische Wirtschafts- und Exportzeitung“ (Leipzig) schreibt, durch die intensive Bearbeitung des Marktes wesentlich vergrößert.

Russische Einkäufe auf der Königsberger Frühjahrsmesse. Das Interesse der russischen Verbraucher an der Königsberger Frühjahrsmesse (14. bis 17. Februar) war größer denn je. U. a. veranstaltete das Moskauer Büro der Ingenieure eine Exkursion von 50 Sachverständigen nach Königsberg. Das Büro entsandte in erster Linie Spezialisten der Metall- und Holzbearbeitungsindustrie, des Transportwesens, der chemischen Industrie, des Nahrungsmittel- und des Textilgewerbes.

Neben Vertretern der Verwaltung der Wassertransportwege und der Eisenbahnbauabteilung waren die technischen Betriebe großer Eisenbahnlinien, wie der Moskau—Kasaner und der weißrussischen Bahnen, das Volkstschistikariat für Verkehrsweisen und mehrere Lokomotivfabriken an der Studienfahrt beteiligt.

Beteiligung der Hygiene-Kommission des Völkerbundes an der Geselei. Nach einer der Ausstellungsleitung soeben gewordenen Mitteilung wird sich nunmehr auch die Hygiene-Kommission des Völkerbundes in Geselei an der Ausstellung beteiligen. In der Hygiene-Kommission, in der, wie bekannt, schon seit vielen Jahren deutsche Gelehrte mitarbeiten, werden bedeutsame Fragen aus dem Gebiete der Krankheitserkenntnis sowie der Krankheitsbehandlung bearbeitet. Diese Ausstellung wird hier sicherlich auf außerordentliches Interesse stoßen und eine wertvolle Bereicherung unseres Ausstellungswerkes darstellen.

Die Beteiligung der deutschen Nordseebäder an der Geselei. Die deutsche Nordsee, ihr Klima und ihr Bad ist seit mehr als einem Jahrhundert erprobt als eine Quelle von Kraft und Gesundheit. Es ist daher klar, daß die Bäder, die diesen Schatz des deutschen Volkes verwalten, bei einer der Gesundheitspflege und sozialen Fürsorge dienenden Schau nicht fehlen dürfen.

Der Nordseebäder-Verband hat in dem halbkreisförmigen Gebäude, das für die deutschen Bäder errichtet wird, die eine der an den beiden Eingängen liegenden Rosen bestell. Der Besucher des Bäderpavillons wird daher diese Rose zuerst betreten. Er wird sich sofort in einer anderen Welt befinden. Ein bis in alle Einzelheiten charakteristisch ausgestatteter friesischer Pöfel, holzgetäfelte, in Fleischfarbe gestrichen, umfängt ihn. Tische, Stühle mit wellgeknüpften bunten Sitzkissen, Schiffsmodelle, die von der Decke hängen, sowie sonstige Pierstücke vollenden den Eindruck. Die Wände zweier seitlicher Nischen sind eingenommen von drei Reihen künstlich erleuchteter farbiger Diapositivbilder, die die schönsten Ansichten von der Nordsee darstellen. Am packendsten aber wird ein Diorama wirken, das ein ideales Nordseebad darstellt. Man erblickt es durch ein breites Fenster, das die dem Eingang gegenüberliegende Wand einnimmt. Im Vordergrund ist figürlich eine Strandpromenade mit Musikpavillon, Restaurants, sowie der Strand selbst mit Burgen und Strandkörben dargestellt. Auf einer Düne seitwärts steht ein Leuchtturm mit wirklichem Blinkfeuer. Die Zone der Brandung wird durch einen dauernd laufenden Film eingenommen. Der Beschauer sieht also bewegte Wellen. Meer und Horizont zeigt ein Gemälde. Um aber das Auge noch mehr zu fesseln, wechselt die Beleuchtung innerhalb weniger Minuten zwischen Morgen, Mittag, Abend und Nacht, in der dann das Blinkfeuer des Leuchtturms zur Geltung kommt. Zur Verteilung von Drucksachen und zur Auskunft wird eine junge Dame in friesischer Tracht anwesend sein.

Unser Titelbild zeigt eine Nachbildung der Bronzefigur des bekannten Bildhauers Meunier. — Als Kunstdruck-Beilage bringen wir eine schöne Radierung von Thella Dietrich-Wrede „Burgtor, Friedberg in Hessen“. — Der wenig bekannte Holzschnitt „Friedrich der Große“ zeigt den besten Darsteller dieses Zeitalters, Adolf Menzel, in seiner ganzen Meisterschaft.

Am 1. April beginnt der neue Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir danken allen Beziehern für die freundliche Unterstützung, die sie unseren Bestrebungen zuteil werden lassen, und versprechen, daß wir unsere ganze Kraft anwenden werden, den Inhalt der Hefte nicht nur auf seiner jetzigen Höhe zu halten, sondern ihn nach Möglichkeit immer besser auszugestalten. Der Bezugspreis bleibt der gleiche wie bisher, und wir halten alle Bestellungen für stillschweigend weiterlaufend, die nicht bis zum 20. März aufgehoben sind. Wir nehmen als sicher an, daß unsere alten Freunde uns alle treu bleiben werden.

### Technische Gedenktage für März

1. 3. 1672. Otto von Guericke, der Bürgermeister von Magdeburg, Erfinder der Luftpumpe, der Luftpumpe und der hohlen, luftdicht aufeinanderpassenden Halbkugeln zum Messen des Luftdrucks, schreibt an Leibniz, daß er an der Elektrifizierungsmaschine die ersten elektrischen Funken gesehen hat.
2. 3. 1825. Grundsteinlegung des Themsetunnels, des ersten großen Tunnelbaues unter Wasser.
2. 3. 1865. Siemens & Halske beginnen die Arbeiten für die erste Rohrpostanlage zwischen der Berliner Börse und dem Haupttelegraphenamt.
3. 3. 1829. Karl Siemens zu Menzendorf geboren.
3. 3. 1839. Der amerikanische Kongreß bestellt bei dem Schweden John Ericson drei Fregatten mit Schraubenantrieb.
4. 3. 1811. Der Engländer James White erhält ein Patent auf Drahtstifte, die die bisher geschmiedeten Nägel verdrängen.
5. 3. 1827. Alessandro Volta, der Begründer der galvanischen Elektrizitätslehre, gestorben.
6. 3. 1900. Gottlieb Daimler, der Erfinder der schnelllaufenden Explosionsmaschine, zu Cannstatt gestorben.
6. 3. 1849. Amerikanisches Patent für Georg Henry Corliss auf seine Dampfschiffsteuerung.
7. 3. 1829. Geburtstag von Alfred Vorfig. Er folgte seinem Vater in der Leitung des Werkes.
8. 3. 1917. Graf Ferdinand v. Zeppelin stirbt auf einer Reise nach Berlin.
9. 3. 1846. Emil Warburg, Präsident der Phys.-Techn. Reichsanstalt, berühmter Physiker, in Altona geboren.
15. 3. 1824. Julius Blüthner, Pianofortefabrikant, geboren.
15. 3. 1898. Henry Bessemer in London gestorben.
16. 3. 1850. Gründung der Firma Siemens Brothers (Werner und William) in London zur Ausbeutung der Erfindungen der Siemens & Halske in Berlin.
18. 3. 1858. Rudolf Diesel zu Paris von deutschen Eltern geboren.
25. 3. 1800. Heinrich von Dechen, Berghauptmann in Bonn 1860—64, Erforscher der Geologie Rheinlands und Westfalens, Entdecker der Dechenhöhle, in Berlin geboren.
26. 3. 1878. Anmeldung des Patents auf Entphosphorung des Eisens durch den Engländer S. C. Thomas.
27. 3. 1899. Herstellung der ersten drahtlosen Telegraphie zwischen Frankreich und England.
29. 3. 1842. Der Artillerieleutnant Werner Siemens erhält das Patent auf galvanische Vergoldung.
29. 3. 1848. Johann Jakob Astor, einer der Pioniere des Weltverkehrs, zu New York gestorben. Er war 1763 zu Walldorf in Baden geboren.
31. 3. 1864. August Otto und Eugen Langen gründen die Gasmotorenfabrik Deutz bei Köln.

Wer, wenn das Vaterland in Not ist, einen anderen Gedanken als dessen Rettung fühlt, ist nicht wert, in einem freien Staate zu leben.

Friedr. Maximilian v. Rlinger.

## In der Wutachschlucht

Von Ernst Urban, Willingen



Titisee

Wir stehen auf dem Gipfel des Feldberges und unser Auge schweift über die Täler und Höhen des Schwarzwaldes. Steil abwärts fällt die Wand des Seebucks von der Höhe des Bismardturm nieder zum Feldsee, der, von lieblichem Grün umrahmt, ein freisundes Sammelbecken ist vieler kleiner Wasserfälle. In diesem See entspringt ein kleiner Bach, der Seebach, dessen Lauf wir jetzt talwärts folgen wollen. Das Wasserlein nimmt seinen Weg über alte bemooste Steine, staut sich dann, so daß ein typisches Hochmoor entstand an einer Stelle, wo einst wohl auch ein klarer See war. Bei dem Gasthaus zur Löffelschmiede in fast 1000 m Höhe noch haben wir den Weg erreicht, der vom Feldberger Hof herabkommt, und bald leuchtet uns der Titisee entgegen, der den Seebach aufnimmt. Auch hier hat der Bach bereits eine große Verlandungszone geschaffen, und noch Jahr für Jahr schiebt sich das Land weiter vor. Der große See, der Rest eines Gletscherbedens, inmitten der herrlichen Schwarzwaldberge ist mit Recht ein starker Anziehungspunkt für Naturfreunde und Erholungsbedürftige geworden, und ein Tag auf einer der ihn umrandenden Höhen gehört zu den schönsten Erinnerungen.

Wir wollen weiter mit dem Wasser talwärts wandern, das am Ostende des Sees, da wo die Gasthäuser stehen, entspringt. Die Gutach heißt hier das Flüsschen, dessen Lauf die Eisenbahn Freiburg-Donaueschingen folgt. Das schmale Städtchen Neustadt gegenüber dem noch fast 1200 m hohen Hochfirft ist die größte Stadt, auf die wir auf unserer Wanderung treffen. Bald darauf überquert die Bahn auf einer herrlich gespannten Steinbrücke die schäumende Gutach. Wir wollen jetzt hinabsteigen auf die Sohle dieser grandiosen Felsenschlucht, die der reizende und stets schäumende Bach sich gerissen hat. Mit unermüdlicher Kraft sägt sich, solange Wasser nur immer die Schlucht durchtosen, der nunmehr Wutach heißende Bach in das Gestein. Der Wanderweg, auf dem oft bis in den Sommer hinein der Schnee liegen bleibt, geht dicht am Rande des Wassers. Bald aber müssen wir wieder aufwärtssteigen, denn das Schmelzwasser des letzten Frühjahrs hat den Weg unpassierbar gemacht. Da liegt, schwer zu finden inmitten dieser Wildnis, eine Burgruine, das Räuberschloßle. — Weiter geht unsere Wanderung an den Hängen entlang, und oft verbirgt dichter Wald die rauschende Wutach vor unseren Blicken. Wir machen einen Abstecher die Lothenbachklamm hinauf, wo die Fälle des Lothenbaches inmitten ihres fast tropisch zu nennenden Pflanzenwuchses, die malerisch geschnittenen und grün bemoosten

Felsen unsere Aufmerksamkeit haben. — Auf der Höhe eines bewaldeten Kammes dann wandernd, gelangen wir zu einer zweiten Burg, zur Burg Boll, deren Trümmer auf diesem einsamen, weltabgelegenen Kamm hoch oben über dem wildesten Bache des Schwarzwaldes auf ein Räuberdasein der Herren von Boll schließen lassen. Steil führt uns der Weg abwärts, wo auf dem Talgrunde das Erholungsheim für Rote-Kreuz-Schwestern ein Weildendasein hat. Bad Boll besteht aus nur einem Haus, aber Ruhe und Frieden werden hier immer sein, da keine Aussicht besteht, daß Automobile und damit die Auch-Naturfreunde hierher gelangen. —

Nachdem uns ein kräftiger Imbiß gestärkt hat, wollen wir weiter wandern flussabwärts. Bald umfängt uns ein ganz neues Bild. Bislang hatten wir bewaldete oder doch bewachsene, mehr oder weniger geneigte Hänge, jetzt haben wir steil abfallende, ja zum Teil überhängende Felsen aus Kalk, dessen Schichtung in horizontaler Anordnung uns sofort an Ablagerung erinnert. Die Vegetation ist außerordentlich üppig. Es herrscht der Laubbaum, der besonders im Herbst mit seinem Rotbraun auf dem weißlichen Kalk im Verein mit dem Grün der

Sträucher und des sehr großblättrigen Lattichs einen herrlichen Farbeneffekt hervorruft. Das Tal ist wohl 50 m breit, die Wutach windet sich von einem Rand der Schlucht zum andern, und unser Weg führt schließlich als Furt durch den Bach. Früher mußte man dann auf Brücken; die meist nur aus einem Baum bestanden, das Wasser überschreiten, und fehlten die Brücken, was infolge des sehr schnell schwellenden Wassers oft der Fall war, so hieß es eben den Bach durchwaten. Der Schwarzwald-Verein hat daher vor einigen Jahren den großzügigen Ludwig-Neumann-Weg geschaffen, der, in den Fels gehauen, über Treppen, über Stiegen, über schmale Brücken, durch Tunnel in durchschnittlich 50 m Höhe in dieser bis zu 200 m hohen, engen, einzigartigen Felsenschlucht dem Wanderer einen herrlichen Genuß bereitet. Tief unten wälzt sich die Wutach, hier nur zur Hälfte sichtbar, da sie unter der Felsnase, auf der wir stehen, dahinschießt. Dann windet sie sich in scharfem Bogen hinüber und prallt dort gegen den Fels, ihn zu unterwühlen. Ein breiter Schotterstreifen im Innenbogen zeigt den Weg, den sie bei höherem Wasserspiegel nimmt. Dürres Ufergehänge aber in den unteren Zweigen der Bäume kennzeichnet die Größe ihrer Macht, wenn die Wutach mit Hochwasser geht. — Schön sind auch die Stellen, wo ein kleines Rinnfal, das von der Höhe kommt, den Fels benagt. Dort



Ludwig-Neumann-Weg (Wutach)

in den Rissen, in den Spalten wächst manches Moos, mancher Farn, die ein wunderschönes Stilleben schaffen. Hier ist in einer solchen Rinne Steinschlag niedergegangen; der frische Bruch des leuchtenden Kalkes beweist, daß die Natur noch schafft. Die Brocken des Gesteins nahmen Bäume und Sträucher mit, die jetzt da unten faulen. Am Rümmelesteig wendet die Wutach um 90 Grad. Tief hat sie den Kalkfelsen in dieser Felsennische unterwaschen. Plötzlich bemerkt man eins: hier steht auf einer Ausdehnung von wohl 40 qm der Wasserspiegel der Wutach nicht wagerecht. Die Wasserwaage meines Photos zeigt deutlich, daß die Schichtung des Gesteins fast genau wagerecht ist, und die Oberfläche des Wassers ist geneigt. Der Wasserspiegel ist also auch einmal auf die schiefe Ebene gekommen, und zwar ziemlich merklich. Bei genauerem Hinsehen erblickt man kleine Wirbel auf der Fläche. Die Wutach versichert hier im Gestein! — Bei Hochwasser muß es hier sehr ungemütlich sein, denn der gewaltige Betonsödel des Rümmelesteigs, der wohl 4 m hoch ist und einen Umfang von wohl 10 m hat, liegt umgerissen im Wasser, so daß die Brücke, auf der einen Seite im Fels ruhend, nur noch an den Stahltrössen schwebend hängt. — Wir folgen dem alten Wanderweg — irrtümlicherweise, wie wir bald feststellen müssen. Plötzlich endet unser schöner Weg, nur die Pfeiler der Brücke ragen noch, die Brücke fehlt. Da hilft es halt nichts, und barfuß muß die Wutach bei einer Furt durchquert werden. Wir nähern uns nach gut einstündigem Marsche dem Ende der Schlucht mit ihren steil abfallenden Felsen. Der Bach hat hier einen V-Einschnitt verursacht. Wir kommen in das Gebiet der fast alljährlichen mehr oder minder großen Bergstürze, deren die Generalstabkarte mehrere sogar verzeichnet hat. — Von Norden her mündet die Gauchach ein, die geradezu eine verkleinerte Ausgabe der Wutach-Ausblide gibt. Es ist etwas Herrliches und unvergleichlich Schönes, diesen Bach aufwärts zu verfolgen. Das Bild an seiner Mündung zeigt den reinsten deutschen Mittelgebirgswald. Aufwärts wandernd in dieser felsigen- und pflanzen-



Bärental

reichen Schlucht bleibt der Freund der Natur zuweilen wie gebannt stehen. In nie ermüdender Kraft unternimmt Welle auf Welle den kaltigen Fels. Schon ragt eine gewaltige Nase weit in den Bach, der hier an seiner Außenwindung die tiefste Stelle hat. Doch bis auf den Grund des kristallklaren Wassers reicht das Auge und sieht die Forellen gegen die Strömung stehen. Hier ist Ruhe und Einsamkeit, nur geheimnisvoll durchzogen vom Rauschen des Wassers.

Die Wutach abwärts weiter wandernd, erreichen wir bald die Wutachmühle. Dann kommen wir an dem Dörfchen Ansfeltingen vorbei, das im Frühjahr 1924 durch Hochwasser der Wutach fast ganz zerstört wurde. Bald ist Achdorf erreicht, das „Ausrubnest“ des Dichters Schefel, wo im Gasthaus zur Scheffellinde es allweil gemütlich ist. — Hier wendet die Wutach nach Süden um, wo sie uns nun wieder eine schöne Wanderung ermöglicht. Wie ausdrucksvoll sind hier die Berghänge! Die Hochebene bricht plötzlich mit scharfer Kante ab. Es erinnert mich an einen oben flachen Sandhaufen, der stets durch einen Spatenstich an seinem Fuße abgetragen werden soll, wodurch stets wieder Sand nachstürzt.

Und in der Tat, so ist es auch hier: im Verein mit dem Regen bringt die Wutach beständig Erdmassen fort, wodurch die Erdrutsche erzeugt werden. In der Gegend von Achdorf war ich, als ich die Schleifenbachfälle abwärts stieg, gezwungen, fünf solcher wohl 5 bis 10 m breiten Erdrutsche zu überschreiten. Die Erdrume war fortgerissen bis auf den nackten Fels und mit ihr natürlich der ganze Baum- und Strauchbestand aus einer Höhe von vielleicht 100 m. Als ob eine Lawine sich durch das sehr dichte Laub- und Strauchwerk den Weg gebahnt hätte, so sah es hier aus. Im Grunde des Baches lagen wüst aufgetürmt die Erdmassen und die noch grünen Bäume und Sträucher, ein toller Wirrwarr, durch den der Bach sich ein neues Bett suchte.

Von Blumegg ab benutzt die interessante, strategische Bahn an der Schweizer Grenze das Tal der Wutach südwestwärts bis zum Rhein.

## Floßfahrt und Wanderung im bolivianischen Urwald

Von Erland Nordenstjöld

(Fortsetzung und Schluß)

Das einzige, was wir ihnen geben können, sind Palmblätter, und das ist ein schlechtes Futter. Wenn wir unser Lager aufschlagen, fällen wir einige Palmen und verschaffen auf diese Art den Maultieren wenigstens eine Magenfülle. Und doch bin ich froh, daß wir die Tiere haben. Es geht langsam, aber sicher vorwärts. Wir können alles mitnehmen, was wir brauchen, und sind nicht von Trägern abhängig. An vielen Stellen ist es jedoch äußerst schwierig, die Maultiere vorwärts zu bringen. Es sieht schrecklich aus, wenn sie sich an den hohen, steilen, schlüpfrigen Laterithängen überschlagen und mit den Packstücken hinabrollen. Die Haut ist aufgerissen, und am Kopfe und an den Beinen haben sie sich Löcher geschlagen, so daß sie nicht imstande sind, mit der Last aufzustehen. Dann müssen sie abgeladen werden, und wir müssen die Kisten den Gang hinauftragen oder -schleppen. Es ist gut, daß Berg so stark und so willig ist. Auch meine Frau tut harte Arbeit beim Schleppen der Lasten in dem schlüpfrigen Lehm. Sie sieht aus wie ein Knabe, wie ein richtiger schmutziger Knabe, naß, verschwitzt, abgerissen und zerlumpt. Die Maultiere stinken nach Nas und Jodoform. Sie haben große, tiefe Wunden auf dem Rücken, die wir nur mit Mühe von Würmern freihalten. Ein paar sind ganz zusammengebrochen und können nach einigen Tagen keine Lasten mehr tragen.

Es regnet fast unaufhörlich und wir werden nie trocken. Wenn es nicht regnet, so trieft man in dieser feuchtwarmen Luft von Schweiß. Federico sagt, es regnet, weil fremde Menschen auf diesen Bergen gehen. Zur Nachtzeit können wir uns unter dem Zelt gegen den Regen schützen. Unser Bett ist die harte Erde. Bis Huachi hatte meine Frau ein Feldbett. Das ließ sie dort als unnötigen Luxus zurück, und jetzt

muß sie wie wir anderen auf einer ausgebreiteten Matte schlafen. Essen haben wir nur für zehn Tage mitgenommen, so daß wir unsere Vorräte mit Affenfleisch vervollständigen und den Schmachtriemen enger schnallen müssen. Das Fleisch ist nicht schlecht, wenn auch etwas unappetitlich; man muß es in kleine Stücke schneiden, so daß man nicht sieht, was man ißt. Bei den Indianern gelten allgemein Affenhände und Affenfüße als Lederbissen. Besonders wohlsmekend soll das Hirn sein. An diese Delikatessen habe ich mich jedoch nie herangewagt. Von den vielen verschiedenen Affenarten gelten die Spindelaffen als die schmachhaftesten. Über dem Feuer geröstet, sehen sie kleinen Negerkindern bedenklich ähnlich.

Oben auf den Höhen gibt es außerordentlich schöne Palmen, teils schmalblättrige Arten, teils solche mit breiten Lappen. Außerst reichhaltig sind die Farnkräuter vertreten; besonders die Baumsfarne imponieren dem Fremdling. Die Baumstämme sind mit Moos, Bromeliaceen, vereinzelt Orchideen und anderen Pflanzen überzogen. Blumen gibt es nur sehr wenige. Alles ist grün, grün in zahllosen Abstufungen. Überall stoßen wir auf Bambusgebüsch, das schwer zu durchqueren, aber herrlich durch sein feines Grün ist. Märchenstimmung liegt über diesen Wäldern. Man braucht den Pinsel eines Künstler, um sie zu malen. Es ist unmöglich, hier einige verständliche Aufnahmen zu machen, denn die photographische Platte zeigt nur die nächsten Blätter und Zweige und nicht die wunderbare Tiefe zwischen den Stämmen hindurch, die mit Farn und Moos behängt sind, zwischen Bambusrohr, das sich mit seinen feinen, langen Zweigen über Busch und Baum schlängelt. Auf dem Boden sammelt sich alles, was von dieser üppigen Vegetation gefallen und verfault ist, und bildet einen dicken, weichen Teppich.

Zwischen allen diesen Blättern, in all diesem Gestrüpp gibt es unzählige Schlupfwinkel für alles, was kriecht, läuft und springt. Schneden sehen wir nicht viele in diesen Wäldern. Eine oder die andere Bulimide kriecht zwischen Laub und Moos. Tausendfüßer vom kleinsten bis zu richtigen Riesen von mehr als einem Dezimeter Länge trabbeln überall in dem Gebüsch. Wo wir lagern, sammeln sich Hunderte von schwarzen Bienen. Sie stechen nicht, aber sie sind doch eine Plage; sie kriechen in den Schweiß des Gesichtes, in die Ohren und Augen. Wir finden sie im Essen, in den Vorräten, überall. Ameisen gibt es hier in allen Größen, von den großen schwarzen, die wie Hornissen (*Megaloponera* sp.) stechen, bis zu den allerkleinsten.

Was wir hier im Urwald vermissen, ist die Waldblöße, die Wiese, die Grasdecke, wo man sich ausstrecken kann, raucht und sich wohlfühlt. Hier müssen wir uns immer mit größter Vorsicht niedersehen. Es gibt so vieles, was beißt. Auf allen Blättern kriechen Zeden, von den größten bis zu den kleinsten. Täglich streifen wir sie dutzendweise von unsern Körpern ab. Für unsern Hund Toy ist diese Urwaldwanderung ein Leidensweg. Täglich sucht ihm meine Frau die großen Fliegenlarven, *Dermatomyia*, kleinen Fliegenlarven und Sandflöhe ab. Toy ist ein wanderndes Wurmnest.

Das höhere Tierleben ist ärmlich. Selten sehen wir die Spur eines Wildschweins oder Tapirs. Affenschwärme sind dagegen nicht so selten, und Affen sind, wie gesagt, unser tägliches Brot.

Die Wälder sind hier beinahe völlig unbewohnt. Einige wenige Indianer, die von den Missionen geflohen sind, sind die einzigen Menschen, die in diesen gewaltigen Wäldern wohnen, und das Gebiet, das sie bewohnen und durchstreifen, ist unverhältnismäßig klein. Sie haben keine Verbindung mehr mit den Weißen.

Sechzehn Tage wandern wir durch den Urwald über die waldbedeckten Berggipfel. Nur einen der Gipfel, den Cerro Belabo, hat der Wald nicht erreicht. Von dort haben wir eine wundervolle Aussicht. Wir sehen die Berge, wo der Rio Quiquívé entspringt und die Flüchtlinge aus den Missionen wohnen sollen. Wir sehen weit weg wie dünne Schatten die Gebirge von La Paz, die Gebirge der Aymará-Indianer. Wir sehen die Berge, die im Norden den Rio Unicua und den Rio Quiquívé umkränzen, unermessliche Wälder, wo kein Mensch haust und rodet. Nach Nordwesten laufen hier alle Bergketten, die letzten Wellen der Anden, gegen die Ebenen von Mojos und Beni. Es ist ein gewaltiges Land, wo der Mensch einmal, wenn es gute Wege und gefahrlose Pfade gibt, ein reiches Arbeitsfeld haben wird.

Im Nordosten, hinter den Bergkämmen, fließt der Rio Maniqui durch das Land der Chimane-Indianer. Wir sind nicht mehr weit von diesem Fluß, als wir einige Mosetene-Indianer treffen, die auf dem Landweg von Rurenabaque am Rio Beni heimkehren, wohin sie auf Flößen gefahren sind. Es sind alte Bekannte aus Covenodo. Sie sagen, daß die Chimane-Indianer, zornig auf die Weißen, ihre Hütten verbrannt hätten und in die unwegbaren Wälder am oberen Rio Apere gezogen seien. Der unmittelbare Anlaß dazu war, so erzählen sie, daß ein Chimane Zwiebeln zum Verkauf in ein Dorf, San Borga, geschickt habe. Der Weiße, der den Verkauf besorgen sollte, habe alle Zwiebeln gestohlen, d. h. er habe sie für eigene Rechnung verkauft.

Die Nachricht bereitet uns große Verstimmung. Wenn wir jetzt diesen fürchterlichen Weg durch den Zehnmeilen-Wald zwischen dem Rio Beni und dem Tiefland von Mojos vergebens gemacht haben sollten!



Feldsee

Zum Aufsatz auf Seite 613 und 614

## Elche

Ein Bild aus Rurlands Wäldern von Heinz-Oskar Schönhoff

Wißt ihr, was Rurlands Wälder sind? Wißt ihr um das Wort, das durch ihr meilenweites, gründunkles Schweigen spricht? Von Litauens kreuzumhüteten Wegen bis hinauf ans meerumbrandete Rap Domesnäs? Jenes Schweigen, das den, der die lautlose Sprache auch der stummen Kreatur verstehen gelernt, über sein winziges Erden-Ich hinausträgt aus Zeit an die Grenzen von Ewigkeit und Unendlichkeit.

Kommt — kommt einmal mit mir in dieser brandenden Einsamkeit Geheimnis, das zurückschaut in der Jahrtausende Vergehen . . . und hinüber . . . und hinaus in des Kommenden Ahnung. Kommt, laßt es sprechen!

Frühsummernacht . . .

Tief im Ost wacht ein kaum merklich Dämmern um des Morgensterns stilles Leuchten her. . . .

Drunten im Grunde — tief drunten —

stehen reglos und weiß die Nebelgeister zwischen Baumstumpf und geheim flüsterndem Röhricht . . . . Lautlos versinkt der Schritte harter Satz in der Moos tiefgrünem Samtpolster unter kniehoch wiegenden Farnen . . .

Ab und an geistert ein huschender Eulensflug auf vom Geäst und verbirgt sich im Grauschwarz lastender Waldschatten, die jäh und erschreckend der trostlose Ruf zerklagt . . .

Jergendwo — unsichtbar, hastig — bäumt ein aufgestörter Marder sprung jahrezehntezerborstene Baumrinde hoch . . .

Ein verspäteter Fuchs schnürt vor dürren Ästen Knaden in gestorbenen Unterholzes eisgraue Wirnis . . . . Das Nachtdunkel unter tiefem Gezweig hält den Atem an und harret bang einem unbekannt Kommenden entgegen . . .

Aus der Ferne herauf . . . aus der Ferne heran . . . Ein Rauschen hat sich auf-



Gaucho

Zum Aufsatz auf Seite 613 und 614

gemacht und zieht über die höchsten der hohen Wipfel. Vor ihm läuft auf eilig flüchtenden Füßen ein Rieseln und Schauern durch die Erlen im Moore und das starre Röhricht neigt sich tief zu den reglosen, schwarzen Moorbässern.

Will der Morgen aufgehen und die Schatten stehen doch noch so dicht zwischen den niedergebrochenen Baumriesen in des dünnen Unterholzes grauweißer Witte?

Noch schläft jeder Vogellaut ... nur von fernher, aus unwegsamsten Moores Unnahbarkeit schauert — tief und abgrunddunkel — des Uhus Geisterstimme auf und sinkt in das herzschlagumdrängende Dunkel.

Eine Birke streckt bleiche Knochenfinger dem Eindringling Menschlein wehrend entgegen ... das duckt sich tief und — schreitet weiter. Lauflos versinkt sein Schritt in die Nacht ...

Weit — endlos weit ist der Wald ... und die weißen Nebelgeister hüten mißtrauisch des grundlosen Moores Verhängnis ... Wie langsam ist dein Schritt doch, wie klein dein Ich hier unter dem, das da in die Jahrtausende schaut — vorauf und — zurück.

Immer tiefer wandert der Stern zur Kimm ... und um die Höhen der himmelentgegenschauenden Wipfel geht — noch unsicher und fahl — ein erstes Leuchten. Tiefer neigt sich das ragen Röhricht und raunt — und murr ...

Wie klein ist dein Ich, wie langsam dein Schritt in diese Urwaldstille hinein!

Im Ried, weit droben am Moore ... wacht da ein Regen auf ...! Schau zu! steh still! gib acht! Gib gut acht! Will des Urwaldschattens Dunkel sein Geheimnis hinausformen in den unmerklich steigenden Morgen? Oder hüten sie es zu gut, die mißtrauischen weißen Nebelgeister des Moores? Steh stille! Steh reglos stille!

Jetzt wächst ein Knistern und Knacken an im verworrenen Unterholze ... patzt — langsam — bedächtig die schwarzen Moorlachen hoch ... näher und näher ... Steh reglos! Steh stille!

Durch die gedrängten weißen Scharen der Nebelgeister brandet ein wallend Wogen — gleich lautlosem Murren — auf und ab, in das die

schwarzen Moorlachen unruhig Zischen verspielen ... Ein dumpfer Atem röhet hohl im Ried und stößt mit harten Ruden die Stille entzwei ...

Und plötzlich — verschwommen im Nebel — wie aus dem Boden gestiegene Urwelt: ein gewaltiger, massiger Kopf mit unbeweglich dunklen Lichtern unter müde halbgeöffneten Lidern.

Steinhart, wie die schwarzen Stümpfe der sturmgebrochenen Riesenstämme steht der mächtige Elchbulle im Röhricht und wittert mit weiten Nüstern dem Morgen entgegen. Dunkel, nachtschattig schatten die niederen, breiten Schaufeln vom eisernen Nacken ab ... ihre spitzen Zaden drohen aufrecht. Minute tropft zu Minute in langsamen Falles Gleichmaß — — reglos, ein zeitschwarzer Urwaldstamm, läßt

der Spätling vergessener Vorzeit sie über sich ver-rinnen ...

Wohin??

Weiß stößt sein tiefes Atmen aus Fernen witternden Nüstern dem zögernden Morgen entgegen und die zottigen Lauscher spielen.

Lange — lange. Minuten tropfen zu Minuten ...

Jetzt hebt er sich langsam aus der Moorbassenschwärze ... die eisenharten Schalen fassen festen Grund ... höher — immer höher wächst er — massig und düster — aus den zurückprallenden Nebelscharen herauf ins knackende, krachende Unterholz ...

Da — dicht neben ihm — ein zweiter Kopf ... weniger gewaltig, weniger hart der Nacken, die Schaufeln fehlen ... aber urweltentstiegen auch dieser, gleich dem ersten.

Die hohen, starren Läufe greifen aus; Schritt um Schritt ... Ohne Hast, ohne Furcht ... weit und wuchtend, so wächst das Elchpaar aus der Grundlosigkeit des Moores, dem schwarzschattenden Moder der gestürzten Baumriesen, dem niederbrechenden Ried, den weißen Nebeln, die aufgeschreckt um seine Knie huschen und sie hüllen ... hebt sich — ein Stück vergessener Urwelt — aus dem Sinkenden, Versinkenden, bricht krachend das tote Unterholz unter seinem eisernen Tritt und schreitet langsam, furchtlos und ruhvoll — hinein in das Geheimnis des stillversunkenen Waldes.

Durch die Wipfel und Kronen und Äste aber geht mit hellem, starkem Rauschen der Morgenwind — — dem jene entgegenpähten.



Aus dem Werk „Das deutsche Meer“ (Einhornverlag)

Elche über die Nehrung ziehend

Das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
der täglich sie erobern muß.

Goethe

\*

Willst du wahres Glück im Leben, trage bei zu andrer Glück, denn die Freude, die  
wir geben, kehrt ins eigne Herz zurück.

\*

## Die deutschen Kalksteinvorkommen und ihre Aufschließung

Deutschland ist reich an Kalksteinvorkommen, wie ein Blick auf die geologische Karte zeigt. Wir sehen im Süden Bayerns das Kalkalpengebiet, in Baden, Württemberg und Mittel- und Nordbayern das Jura-gebiet. Diesem ist nordwestlich und westlich das Muscheltalkgebiet Süd- und Mitteldeutschlands mit Ausläufern bis Oberschlesien und Hannover und dem inselartigen Vorkommen in Rüdersdorf bei Berlin vorgelagert, schließlich die Kohlentalle Rheinlands und Westfalens. Dazu kommen an und unweit der Ostseeküste die Kreidelager und die Wiesentalklager. Das linksrheinische Deutschland, Niedersachsen mit Schleswig-Holstein und das Land östlich der unteren Oder sind verhältnismäßig kalkarm.

Es gibt nur wenig chemisch gleiche Gesteinsarten, die so mannigfache physikalische Verschiedenheiten aufweisen wie der Kalkstein. Vom breiartigen Wiesentalk über die weiße Kreide, die mittelharten Jurakalle bis zu den härtesten Urkalken des Fichtelgebirges, vom blendend weißen Marmor über alle Farbtönungen bis zu den schwarzblauen oder schwarzgrauen Kohlentalken, vom reinen Kalkspat des Odenwaldes bis zu den feinerlei kristallinen Gebilde enthaltenden dichten Kalken des Jura, von den jeder Vorkommtreffe baren Urkalken bis zu den versteinungsreichen Rüdersdorfer Kalken sind chemisch gleiche Bestandteile in den verschiedensten Härtegraden anzutreffen. Auch in bezug auf den Gehalt an kohlen-saurem Kalk sind alle Stufen vertreten, vom schön gezeichneten Marmor mit annähernd 100 % kohlen-saurem Kalk bis zum asch-grauen, kalkarmen Mergel mit oft unter 60%  $\text{CaCO}_3$ . Nicht vergessen sei an dieser Stelle der Dolomit, der in seiner reinsten Form eine Mischung chemisch gleichwertiger Mengen kohlen-sauren Kalkes und kohlen-saurer Magnesia darstellt, und über die Magnesiakalle in einer langen Reihe von Abarten mit allmählich abnehmendem Magnesiagehalt zu den reinen Kalken übergeht. Beachtet man

dann noch, daß die Dolomite ebenso wie die Kalkmergel durch Beimengungen von kiesel-saurer Tonerde und Eisen-oxyd in ihrer Reinheit abgestuft sein können, so zeigt sich im ersten Augenblick ein buntes Bild von der Vielseitigkeit jenes geologischen Gebildes, das man gemeinhin als „Kalkstein“ bezeichnet.

Der Kalkstein ist ein wichtiges Schlüsselerzeugnis, der sowohl im rohen Zustande wie auch als gebrannter Kalk, dem durch Erhitzen in besonderen Öfen die Kohlen-säure ausgetrieben ist, in einer großen Zahl von Industrien verwandt wird. Es sind dies vor allem die Eisen- und Stahlindustrie nebst der Keramik und Glasindustrie, die chemische Industrie mit ihren Nebengewerben und die Bauindustrie einschließlich der Zementindustrie. Der harte Kalkstein wird in besonderen Brüchen durch

Sprengarbeit gewonnen; während die weichere Kreide und der Mergel durch Schrämen, Sägen oder auch nur mit der Spitzhacke und dem Pickel gebrochen werden. Um den Betrieb wirtschaftlich zu gestalten, ist es vor allem erforderlich, daß der Steinbruch sachkundig „aufgeschlossen“ wird. Er muß von einer Seite in Angriff genommen werden, damit die Beförderung der gebrochenen Steine nach den Öfen sich rasch und ohne Störung vollzieht und damit die einzelnen Arbeitergruppen einander nicht behindern. Das Brechen selbst erfolgt mit allen Errungenschaften neuzeitlicher Technik. Durch besondere neuzeitliche Preßluftbohrmaschinen werden in das Gestein bis zu 2 m tiefe Löcher gebohrt. Hierauf legt der Schießmeister die Sprengpatronen in die Bohrlöcher, und mittels elektrischer Zündung wird die Sprengung herbeigeführt. Ist dann das vielhundertfache Echo der Schüsse verklungen und haben sich die dichten Wolken von Staub und Steinsplittern verzogen, so lösen die Arbeiter die von der Sprengung nur gelockerten Gesteinsmassen mit Hacke und Brecheisen völlig los und verladen sie in von Dampf- oder Benzollokomotiven gezogene



Abb. 1

Kalksteinbruch im Hönnetal (Rheinland)  
Die beladenen Loren werden durch Kleinbahnlokomotiven befördert



Abb. 2

Marmorsteinbruch in Schlesien  
mit einem Gehalt von fast 100 v. H.  
kohlen-saurem Kalk  
Im Vordergrund die schneeweißen  
Marmorblöcke



Abb. 3

Terrassenförmiger Abbau eines schlesischen Kalksteinberges  
Die Gesteinsmassen werden durch Bremsberge zu den Ofen befördert

Loren. Hängebahnen, Bremsberge oder Schrägaufzüge befördern dann das gewonnene Gestein, je nachdem, ob ein Berg abgebaut wird oder aber der Bruch in die Tiefe gearbeitet ist, zu den Verwendungsstellen. Oft ist mit dem Steinbruch ein Schotterwerk verbunden, das die Gesteinsmassen in kleine Stücke zerschlägt zur weiteren Verarbeitung im Steinbrecher und in der Mühle. Hier wird der Schotter in Grus und Steinmehl verwandelt, um als Düngemittel (kohlen-saurer Kalk) oder zur Kunststeinherstellung verkauft zu werden. Ein anderer Teil wird sofort verladen, um im Straßenbau, Eisenbahnbau usw. oder in Eisenhüttenwerken zur Regelung des Möllers verwendet zu werden. Die großstückigen Steine werden entweder zu Bausteinen



Abb. 4

Fliegeraufnahme westfälischer Kalksteinbrüche  
Die Brüche sind in die Tiefe gearbeitet  
Die Ofenanlagen befinden sich unmittelbar am Rand der Brüche

verarbeitet oder sie wandern als Brennsteine in die Ofen.

Die größten Kalksteinbrüche Deutschlands befinden sich im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, in denen oft bis zu tausend Arbeiter tätig sind. Die mittleren Brüche haben zumeist eine Belegschaft von etwa 200 bis 300 Arbeitern, während diese bei kleineren zwischen 50 bis 100 Leuten schwankt. Obwohl die Arbeit im Steinbruch keineswegs leicht ist, erreichen die hier tätigen Leute zumeist ein hohes Alter, was zweifellos dem dauernden Aufenthalt in der frischen Luft und der gleichmäßigen Durcharbeitung des ganzen Körpers zuzuschreiben ist; ein Vorteil, der dem größeren Teil der Industriearbeiterschaft nicht zugute kommt.

## Die Stadt der bunten Häuser: Stein am Rhein

Von B. Galdy

Das deutsche Stadtbild hat es binnen sehr kurzer Zeit zu außerordentlicher Mächtigkeit gebracht. Zugunsten der Zweckmäßigkeit, wie man sagt. Man hat dabei nur nicht bedacht, daß auch unsere Vorfahren schon zweckmäßig bauen konnten, ohne dabei die Schönheit des Äußeren außer acht zu lassen. Daß man allerdings vor einigen Jahrzehnten es fertig brachte, Fabrikbauten im romanischen oder gar im gotischen Stil hinzustellen, war eine Ungeheuerlichkeit, deren wir heute nur noch mit erheblichem Unbehagen gedenken. Aber schließlich braucht es ja auch keine bestimmte Stilart zu sein; die Geschmacklosigkeit ist ein Ding an sich, das jeder Dilettant fertigbringt.



Rathaus mit Marktplatz und Brunnen

Es galt in neuerer Zeit immer als eine Art Wagnis, die Architektur mit der Flächenmalerei zu verbinden. Mit einem gewissen Recht; denn wie man die Sache zu lösen suchte, war eine Häufung von Miß- und Anachronismen das Ergebnis. Trotzdem man im Süden des Reiches prächtige Vorbilder genug hatte. Süddeutschland, besonders aber die Schweiz, besitzt heute noch eine Reihe prächtig bemalter Häuser, die als Schulbeispiele dafür gelten können, was man in solchen Fällen zu tun und zu lassen hat. Wie aber eine ganze gemalte Stadt aussieht, das zeigt eine der prächtigsten kleinen Schweizerstädte: Stein am Rhein.

Da, wo der junge Strom aus dem Untersee wieder in sein eigenes

Bett tritt, inmitten reichsdeutschen Gebietes, liegt das kleine Nest, das als freie Reichsstadt eine wadere Vergangenheit hinter sich hat. Selten mögen Architektur und Landschaft so zueinander passen, so ineinander verschmelzen, wie es hier der Fall ist. Breit und grün wälzt der junge stürmische Rhein seine hellen Fluten Schaffhausen zu. Die breite Brücke, die sich über ihn hinschwingt, verbindet Stein mit der uralten Vorstadt Burg. Und von drüben aus scheint es, als seien vier Jahrhunderte in den Rhein versunken. Ein unserer Augen längst entwöhntes Stadtbild spiegelt sich da in den Wassern: das bunte Wunderwerk des Sankt-Georgen-Klosters, daneben das wuchtige Rathaus, dahinter die gezebelten malerischen Häuser und darüber die prachtvolle Geste des himmelan steigenden, weißgoldenen schimmernden Hohenklingen.

Es gibt Leute, die nennen Stein die schönste aller Schweizer Städte. Das mag übertrieben sein, aber sicherlich hat es eins der liebenswertesten Gesichter. Und Charakter. Es ist keine Schauffassade, die man da herabhängt; die alte Reichsstadt ist heute noch echt im Kern. Ihr großes Schmuckstück ist die Rathausstraße. Betritt man sie, so hat man das unmittelbare Gefühl, aus dem Alltag plötzlich in den Feiertag hineinzukommen. Und zweifelt vielleicht für einen Augenblick, ob das alles auch echt sei und kein Potemkinsches Dorf, ins Deutschschweizerische überführt. Eine verzauberte Stadt: links und rechts der Straße leuchten gewaltige farbenstrahlende Bilder von den Wänden, wunder-



Rheinbrücke

volle Erker hängen über die Gasse, Türen und Fenster, durch die die Jahrhunderte gingen, winken; da oben steht, von Blumen überschüttet, ein entzückender Brunnen und hinter ihm ein Rathaus, wie es in solch echter Schönheit nur zu den Zeiten der Ehrenfesten und Wohlgelehrten möglich war.

Die Rathausgasse von Stein ist keine Mache. Sie ist aus sich selbst herausgewachsen. Die nachfolgenden Jahrhunderte haben nur mit schonender Hand gepflegt und erhalten. Was wohl der beste Ruhm der Steiner sein mag. Es ist Heimatpflege großen Stils und bester Art. Und mühsig ist es, über die künstlerische Güte dieser Fresken zu rechten. Viel erquicklicher ist es, die Vorwürfe zu studieren, die da zu jedermanns

Belehrung und Freude von den Wänden herableuchten. Und es wäre ganz außer aller Ordnung, wenn diese farbenfrohen Gesellen nur die nichtsagenden Nummern hätten, wie andere Häuser auch. Sie sind vielmehr Persönlichkeiten mit uralter Tradition und wohl-erworbenem Namen. Da stehen die Zunfthäuser „Zur Rose“, „Zum Kleeblatt“ und „Zum Rehberg“, ferner der „Weiße Adler“, der „Rote Ochse“, der „Pelikan“, die „Traube“, die „Krone“, die „Sonne“ und wie sie sonst alle heißen mögen. In der Trinitätskneipe zur „Sonne“ trank jedesmal Josef Viktor v. Scheffel seinen Schoppen, wenn er von der Mettnau herüberkam.

Man wird begreifen, daß nur ein Bürgertum seine Heimat so pflegen konnte, wenn es aufs engste mit ihr verwachsen war. Und



Häuser am Markt



Bemalte Häuser in der Marktstraße



Marktbrunnen



Erker am Markt

das ist in der Tat der Fall gewesen. Der Inbegriff der Steiner Heimatliebe gipfelt in dem dem Nichtschweizer unverständlichen Ausdruck „No ne Willi“. Aber seinen Ursprung streiten sich Sage und Geschichte ein wenig. Genug, der schwäbische Adel mochte das herzhafte Aufblühen der kleinen Reichstadt nicht leiden, fand Verständnis dafür bei dem Bürgermeister und wollte sie in einer finsternen Nacht in seine Gewalt bringen. Gewappnete sammelten sich beim Obertor und warteten, bis Verräter ihnen das Pfortlein öffnen sollten. Indes, ein jungverheirateter Bäcker, der aus irgendwelchen Gründen nicht schlafen konnte, geriet auf die Gasse hinaus und in die Nähe des Tores. Da fragte ihn von draußen her eine unbekannte Stimme, ob es an der Zeit sei. Der Meister war erst zu Tode erschrocken, faßte sich aber dann schnell und gab zurück: „No ne Willi!“ (Noch ein Weilschen). Er riß die Sturmglocke und in rascher Entschlossenheit wurden die Feinde aufs Haupt geschlagen. Als Folge dieses Ueberfalles meldet die Chronik kurz und bündig: „Die von Stein Ertranken Ihren Bürgermeister im Rhein.“ Das mit dem stolzen Reichsadler geschmückte Welsche oder Obertor aber heißt noch heute im Volksmund „No ne Willi“. Wenn auch die gemalten Gassen der ehemaligen Reichstadt Stein die Note geben, so sind sie es doch nicht allein, die das kleine Nest zu einem Schatzkästlein machen. Zwar ist es nicht die schwere, massige Wucht Alt-Rothenburgs, die hier das Mittelalterliche betont; vielmehr liegt dies

in zwei prächtig romantischen Stücken begründet: dem Hohentklingen und dem ehemaligen Kloster Sankt Georgen. Allerdings sehr viel Romantisches hat die Stadt mit den Herren von Hohentklingen nicht erlebt. Ein bißchen Eiferjucht war zwar immer vorhanden und manchmal sah's auch bedrohlich aus. Aber die von Hohentklingen waren durchweg sehr ehrenwerte und ritterliche Leute und ihrer einer, Walter, hat es sogar zu einem besonderen Ruf als Minnesänger gebracht. Vom Liederfingen aber ist in dieser materialistisch gesinnten Welt noch keiner reich geworden und so kamen auch die Hohentklinger mehr und mehr vor die Hunde. Sie mußten ihre Habe an die reicheren Klingenberger, ihre Verwandten, abgeben, aber auch diesen ging's in der Folge nicht

besser. Ein Vierteljahrhundert später mußten sie die stolze Burg — es war im Jahre 1457 — an die Bürger von Stein mit allem Drum und Ran verlaufen. Für die Steiner bedeutete das ein Glücksfall ersten Ranges, denn nun waren sie freie Leute, hatten eine Menge Privilegien und konnten tun und lassen, was sie wollten. Für die Burg selbst war das ein besonderer Vorteil, denn die beglückten Bürger hielten und pflegten sie mit sorgfamer Hand.

So einfach wie mit den Herren von Hohentklingen vollzog sich der Handel mit den Brüdern von Sankt Georgen keineswegs. Es gab da immer etwas zu rechten und der Streitereien war kein Ende. Viel los war mit den Brüdern nicht, und der Chronist Melchior Haushofer sagt



St. Georgen und Stadtkirche von Burg aus



Obertor (Außenseite)



Burg Hohentklingen, innerer Burgeingang

von ihnen: „Die Mönche waren in Wohlleben so versunken, daß sie den symbolischen Spott, der selbst am geweihten Ort ihr Leben bezeichnete, nicht fühlten oder gar noch sich darüber belustigten. Ihre Chorstühle schmückten die Bilder von Affen und Schlangen, von Wolfs- und Hundsrachen, Weinsfaß, Becher, Kanne, verzerrte, hohnlachende, die Zähne und Zunge weisende Gesichter und andere Figuren, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Sie entgingen dem Eifer der Reformation, um den Nachkommen redende Denkmale damaliger Verdorbenheit zu hinterlassen.“

In der Tat, Sankt Georgen gehört — von den moralischen Verdenten des Chronisten abgesehen — zum Schönsten, was das schweizerische Rheingebiet heute besitzt. Und es kam in die Hände und in das Eigentum des berufensten Pflegers und Kenners, des Professors Vetter, der das Schmuckkästlein, das

\*

Ein jedes Volk  
bestimmt sich selbst sein  
Loß zu Freiheit  
oder  
Esklaverei,



St. Georgen, Garten und Kreuzgang

der letzte Abt, David v. Winkelsheim, aus dem Kloster machte, zu einer Sehenswürdigkeit allerersten Ranges gestaltete. Es ist ja leider nicht immer der Fall, daß derartige Zeugen alter Kultur in die Hände eines der ersten Geschichtsforscher des Landes übergehen. Aber gerade in Stein scheint man in solchen Fällen besonderes Glück zu haben.

Aber dem Rhein drüben, in hochgelegener Burg, der alten Römersiedlung, zu der die braune lange Brücke hinübererschwingt, wohnt ein anderer großer Schweizer: Jakob Christian Heer. Es ist wie ein Symbol: hier, im Angesicht der leuchtenden Zeugen tatkräftiger Heimatliebe und fröhlichen Heimatstolzes verbringt der große Vorkämpfer beider, einer der tiefsten Kenner der menschlichen Seele, seinen stillen Lebensabend. Möge sein Bild sich noch lange erfreuen an dem schönen Bilde, zu dem auch er sein ertledlich Teil beitrug.

\*

Und ist das  
Dunkel noch so groß,  
ein Weg zum Licht  
ist  
immer frei!

## Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

### Von Berlin nach Kiel im Luward-Doppeltajak

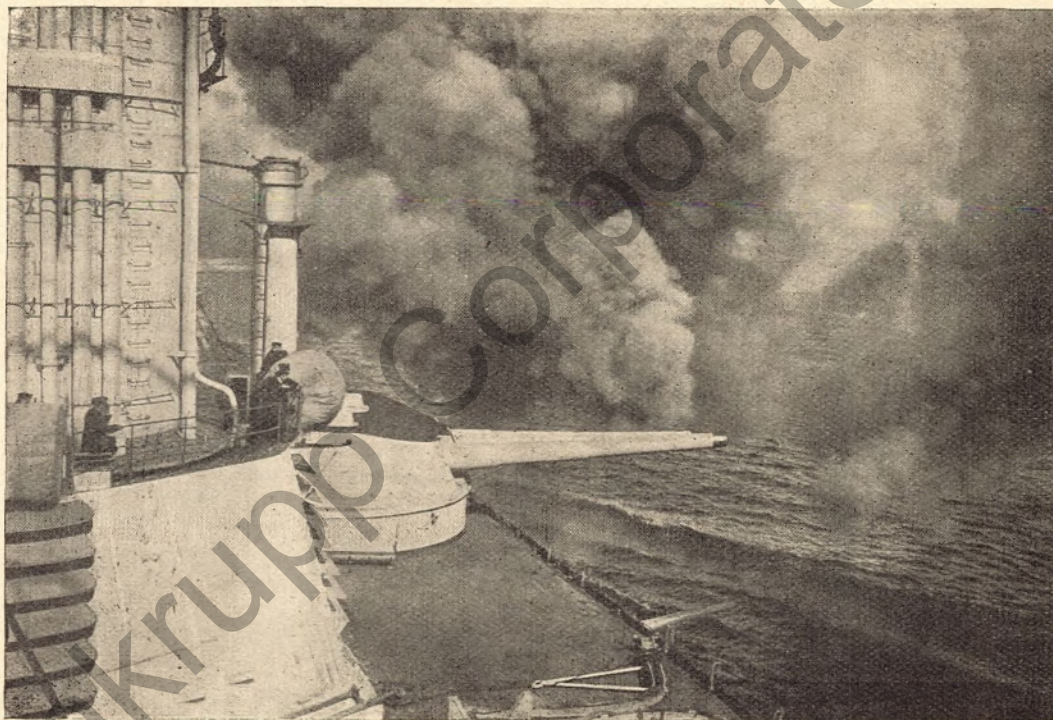
vom 1. bis 9. Mai 1919

Von Dipl.-Ing. Rahing

**A** bendstille, flimmernde Sterne am nachtblauen Himmel! Gegen Westen noch die letzten Schimmer der untergegangenen Sonne — Ein feiner Erdduft durchweht die laue Abendluft; noch einmal schlägt eine Drossel. — Frühlingsahnen! Wie überall die Knospen nach Luft und Freiheit drängen, so wollte auch ich jetzt frei sein und mitten in dem herrlichen Frühlingswerden wollte ich weilen, um zu genießen, was mir graue Eisen- und Panzerwände viele Jahre verwehrt hatten.

So beschloß ich denn, mit meinem Kameraden und Gesinnungsgenossen „Kranich“, der auch in Berlin weilte, im Paddelboot nach Kiel zu fahren. Durch die liebenswürdige Hilfeleistung eines Sportkameraden des D. R. V. in Berlin gelang es uns, von der neuen Werft von Schütte-Lanz eines der leichtesten Luward-Sperrholzboote noch rechtzeitig zu erhalten.

mit Zirkel und Bleistift auf dem Bauche liegend unsere Fahrt kilometerweise durchzuarbeiten. Wir veranschlagten bei 10 bis 11 Fahrtstunden eine Tagesleistung von 50 Kilometer, so daß wir nach 12 Tagen in Kiel ankommen würden. Außerdem wurde Lauenburg als Zwischenstation für Post und Gepäc festgesetzt. Die größte Schwierigkeit, die Verpflegung, wurde von dem als „Schmutti“ angemusterten Kameraden fettglänzend gelöst und später durch die Gunst der Götter wesentlich unterstützt. Es entwickelte sich überhaupt alles glänzend. Zuerst versagte die Patetpost, dann der Gelddriefsträger, dann der Urlaub, und zuguterletzte tauchte noch die Gefahr auf, daß wir nicht anders als zu Fuß mit 1½ Zentner beladen nach Wannsee gehen sollten, da zur Maifeier jeder Bahnverkehr stillliegen sollte. Am letzten April kamen wir abends 10 Uhr schwer beladen im Wannseer Bootshaus an und versuchten alles plangemäß zu verstauen.



S. M. S. „Seydlitz“ beim Scharfschießen

Am Sonntag, den 27. April holten wir uns von Köpenick unser Boot, um es zum Ausgangspunkt unserer Fahrt nach Wannsee zu bringen. Am 2 Uhr nachmittags wurde der Stapellauf unseres Doppelpaddelbootes S. L. 33 vollzogen. Später taufte wir unser Boot nach unser beider Vornamen Fritz Ludwig „Fideles Luder“. Nach dem Stapellauf begann auch gleich die Probe- und Trainingsfahrt von 45 km Länge ab Hirschgarten durch den Teltowkanal nach Wannsee. Trotz unserer späten Abfahrt gelang es uns schon um 10 Uhr abends das Bootshaus der D. R. V. in Wannsee zu erreichen. Wir hatten es geschafft, trotz der Machnower Schleuse. Dort nahmen wir unser Boot in die Hand, um gerade beim Ertapptwerden wieder abzufahren. Bei dieser Gelegenheit habe ich feststellen können, daß es von der Schleuse ein herrliches Echo gibt, denn herzhaft mußten wir nachher bei unserer Rückfahrt mit der Bahn nach Berlin noch über den prachtvollen Widerhall des donnernden „Halt-wer-da“ des angeblichen Schleusenmeisters lachen. Jeder, der versucht, wird mir zustimmen. Wir hatten unsere Abfahrt auf den 1. Mai festgesetzt. Die Tage vergingen mit allerlei Vorbereitungen. Noch einmal legten wir unsere Karten zu einem zusammenhängenden Bild auf den Erdboden, um

Am andern Morgen, dem 1. Mai, wurde nach schlecht verschlafener Nacht mit verbogenen Gliedern wieder getrimmt. Noch ein kräftiges Frühstück, dann konnte ich endlich in meinem Tagebuch vermerken: „8.45 Uhr alle Maschinen kleine Fahrt voraus“. Vom lichtblauen Himmel strahlte die Sonne auf uns Sünder herab, die sich an diesem durch Nichtstun zu heiligenden Tag auf die Wanderschaft begaben. In den waldumkränzten, windgeschützten Seen, Kleiner Wannsee, Stolp-See, Griebnitz-See wärmte die Sonne uns so durch, daß wir aus unserer Umhüllung heraustrochen, um Hals, Brust und Arme in der Sonne zu baden. Still zogen wir an den herrlichen Villen vorüber, die durch ihren Farbenwechsel in der sonnigen Landschaft ein prachtvolles Bild boten. Bald verschwanden die Kuppeln von Schloß Babelsberg hinter ergrünendem Laub und mit ihnen das Bild einer der schönen und reichen Vorstädte des armen Berlin. Zur Linken winkten noch einmal die Türme des traulichen alten Potsdam herüber, dann ging es unter der Glieder Brücke durch in den Jungfernssee nach Nedlitz. Die 11 Kilometer lange Strecke bis zur Nedlitzer Brücke hatten wir in 1¼ Stunden zurückgelegt. Trotz unseres Gepädes von 1½ Zentner liefen wir so schnell, daß wir mühelos an diesem Tage

unser Ziel Brandenburg nachmittags erreichen konnten. Ohne Hast und in gemütlichem Paddelschlag eilten wir in unserem eleganten Fahrzeug durch den Weißen- und Fahrlander-See in den Satrow-Pareker Kanal. Eine weite Aussicht war uns durch die Uferböschung genommen, deren gleichmäßige Eintönigkeit durch torfende und dösende Angler stimmungsvoll unterbrochen wurde. Um 12 Uhr kamen wir nach einem kurzen Kampf mit dem inzwischen auffrischenden Winde in Rehin, einem kleinen Dörfchen an, aus dem ein endloser Wallfahrtszug mit roten Fahnen herausströmte. Bei unserem Mittagessen im Schwarzen Adler erhielten wir an Hand einer großen Karte von einem Kerl, dem der Blich wie einer Weide ins Gehirn gefahren sein mußte, Auskunft und Ratsschläge, wie wir unseren weiteren Weg wählen sollten.

Um 2 Uhr setzten wir unseren Weg fort. Ein Stückchen zurückfahrend gelangten wir durch einen kurzen Kanal direkt in den Erebel-See. Hier faßte uns der Wind ordentlich an die Nase. Wir ließen uns aber nicht verblüffen und schoben uns immer weiter und weiter vorwärts. Bald hatten wir Kleintreuz mit der Mündung des Emstertals erreicht und trafen um 5 Uhr einen Vierer des Brandenburger R.C., dessen Inassen uns den Weg zu ihrem Bootshaus wiesen. Nach der glücklichen Umschiffung eines reißenden Wehrstromes kamen wir an den Steg, von dem das leichte Fahrzeug mit einem Bootswagen zu dem Bootshaus gefahren wurde. Von dem gastfreien Angebot Gebrauch machend, kleideten wir uns nach der Versorgung unseres Fahrzeuges rasch um und gelangten nach einem kurzen Spaziergang unter der Leitung des Herrn Vorsitzenden an den Sehenswürdigkeiten der Stadt vorbei zum „Schwarzen Adler“. Bewacht von dem überschlanen Roland, dem Wahrzeichen des alten „Brannibor“, schliefen wir hier dem kommenden Morgen entgegen.

2. Tag. Mit einem Griff nach rechts in einen wüsten Haarschopf hinein warf ich um 7 Uhr meine Mannschaft aus den Betten. Auf dem Wege nach dem Bootshaus besichtigten wir die baulichen Altertümer der Stadt. Bei herrlichem Sonnenschein nahmen wir auf der Veranda des Bootshauses unser Frühstück ein und eilten um 9 Uhr, von kräftiger Strömung getragen, dem Silotal zu. Bald hatten wir den Mauer See erreicht, dessen landschaftliche Schönheit schon von manchem Paddler trefflich geschildert wurde. Um 11 Uhr waren wir in Plaue. Angeregt durch den Anblick der ausgedehnten Anlage der dortigen Pulverwerke gerieten wir in einen politischen Disput, von dem wir uns energisch losrissen, um dann über die Geschichte der Quigows, die hier in Plaue einst ihre Herrschaft ausübten, unsere alte Schulweisheit auszutramen. Das herrliche Schloß und das idyllische Dörfchen machten einen so einladenden Eindruck, daß wir beschloßen, hier über Mittag zu rasten. Es schien unser Geschick zu sein, daß wir immer im „Schwarzen Adler“ unsere beste Aufnahme finden sollten. Bald ging es in flotter Fahrt weiter, um nach 1 ½ Stunden in Prikerbe einzutreffen. Hier konnten wir so recht das fast schwermütig-ruhige Landschaftsbild der Havel in uns aufnehmen. — Ein Spötter soll einmal behauptet haben, wie der Rhein an Burg ruinen, so sei die Havel reich an Ziegelruinen — leichte, schilfrohe Ufer, dahinter grünes Wiesenland und dunkles Tannengebüsch, durchzogen von vielen Wasserärdern, die die verstreut liegenden Orte und Dörfchen miteinander verbinden. Nach kurzem Aufenthalt ging es in lustiger Fahrt weiter, bis wir um 9 Uhr abends vor Rathenow eintrafen. Unbekannt mit den Wasserverhältnissen vertrauten wir uns der Strömung an, die uns hinterlistig bis dicht vor ein donnerndes Wehr mit sich riß. Nur schnelles Abbreiten und kräftiges Arbeiten gegen den Strom rettete uns vor dem verberblichen Sturz. Vor der nebenanliegenden Schleuse gaben wir unser Boot bei einem Schleppbahn in Obhut, um mit unserem Gepäc schwer beladen nach einer Verfracht im Gasthof „Sanspouci“ freundliche Aufnahme zu finden.

3. Tag. Um 5 Uhr morgens stiegen wir aus den Federn. Nachdem wir die Schleuse passiert hatten, setzten wir in der herrlichen Morgenfrühe mit fröhlichem Liede unsere Fahrt fort. Nach 1 ½ Stunden machten wir in Grütz Frühstück, um uns für den bevorstehenden

Rampf gegen den stramm wehenden Nordost ausgiebig zu stärken.

Weiter ging es. Entgegen den uns gegebenen Ratsschlägen, immer dem Lauf der Havel zu folgen, schnitten wir, quer durch das seeartig überschwemmte Wiesenland der Havel und Nise fahrend ab, so daß wir bereits um 11 Uhr in Gülpe waren. Wir freuten uns, daß das Wagnis gelungen war, fanden wir doch 100 Meter weit nur 20 Zentimeter Wasser, durch das wir dahineilten, Enten, Kiebitze und Reiher aus ihren sicheren Verstecken aufscheuchend. Der Versuch, sie zur Hebung unseres Mundvorrates heranzuziehen, glückte nie, trotz des Einsatzes an Pulver und Blei. „Schmutt“ lachte mich dann immer aus, hauptsächlich wenn ich, Hals und Rumpf verdreht, im Anschlag lag und wir, von Strömung und Wind getrieben, an unserem Ziel vorbeifuhren.

Gülpe ist mit seinen wenigen Gehöften dicht um eine altertümliche Kirche gelagert, auf einem kleinen Hügel, die alten Häuser zusammengedrängt, ringsum Weidenbäume, die zum Teil nur mit den Kronen aus dem alles überschwemmenden Wasser herausragen. Nach einem kurzen Abstecher über den Gülpsee legten wir eine Stunde später in Wehlgaß an, um Mittagstisch zu halten. Schon wollte „Schmutt“ aus eigenen Beständen eine Speisekarte zusammenstellen, als ich ein Lokal gefunden hatte, in dem wir sogar Spiegeleier mit Bratkartoffeln bekommen konnten. Was verlangst du mehr, hungernde Seele! Eine durchs Fenster vorgenommene Prüfung einer Speisekammer veranlaßte mich zu einem erstaunten Ruf, der ein noch viel erstaunteres Gesicht einer — hm — jüngeren Bauersfrau auftauchen ließ. Meine Leidensgeschichte rührte sie so, daß sie fast tränenden Auges mir einen vollen Mühlstein von Brot auszuhändigen versuchte. Nach einigem Widerstreben glückte es mir, das Brot in den Händen zu halten, und vorsichtig verstaute ich mir diesen neuen Ballast.

Bald paddelten wir heimlich grinsend habelabwärts, bis wir um 4 Uhr die breite Niederung vor Havelberg erreichten. Langsam trieben wir mit dem Strom immer näher an das schöne, von altem Eichenwald umgebene Städtchen heran. Alles überragend liegt oben auf steil abfallendem Berge der ehrwürdige, von Rähen und Dohlen umschwärmte Dom. Ganz dicht schmiegt sich die Havel an den Fuß des Berges, hier eine Insel bildend, auf dem die alte Stadt um ihre Kirche herumgedrängt liegt.

4. Tag. Früh ging es heut am Sonntag aus den Federn. Nach allerhand Vorbereitungen paddelten wir um 8 Uhr zwischen der Altstadt und dem Domberg hindurch weiter zu Tal, um um 10 Uhr bei Krügerswerder, der Mündung der Havel in die Elbe, zu rasten. An einem umgelegten Fischerfahn machte „Schmutt“ ein Frühstück zurecht. Die Kombüse zeigte heute ihr Können und zollte Lob dadurch, daß alles rasend schnell reiflos aufgegessen wurde. „Ja, hio“ hallte vom gegenüberliegenden Elbufer die Stimme eines jungen Mädchens, der Tochter des freundlichen Fischers Krüger. Nachdem der Vater seine Jüngste, ein Prachtmädel, herübergeholt hatte, nahmen wir bei ihnen am Mittagessen teil, gegen das die erfinderische Kochkunst unseres „Schmutt“ alle Flaggen strich. Während wir nachher am Strande von dieser Anstrengung ausruhten, kam etwas die Elbe heruntergeschwommen, das im Prinzip ein Raddampfer war, aber auch als lahme Ente angesprochen werden konnte. Trotz alledem beschloßen wir, sie als Vorpann gegen den immer heftiger werdenden Nordost zu nehmen. Nach herzlichem Abschied wurde die halb auf Strand gelaufene Ente aufs Wasser geschoben und setzte sich prustend und plätschend wieder in Bewegung. In Schönberg am Deich machte die Befragung der Ente eine kurze Hamsterladung, von der auch wir mit 5 Pfund Kartoffeln zurückkehrten. Die Elbe hatte weiße Mühlstein aufgesetzt, das konnte noch lustige Fahrt geben. Wir waren gegen alles gerüstet und bestiegen unser Boot erst wieder in Wittenberge, nachdem alles zur Sturmsfahrt gut verfrachtet und wir selbst in Lederzeug gehüllt waren. Um ½ 4 Uhr ging der Tanz los. Wir wollten eigentlich bis Schnadenburg; der Elbstrom nahm uns auf, um uns gegen den Sturm geradezu gefährlich zu werden. Schnaubend segte der Nordost über das Wasser, Welle auf Welle gegen den Strom werfend; wütend zerrte er an den in die Luft



Kurz vorm Loswerfen am Bootsteg d. B. T. G.

tagenden Paddeln, einen Sprühregen über den Hintermann schüttend. Sehr bedauert haben wir hier, daß wir keine zusammenstehbaren Paddel mit senkrecht zueinander verstellbaren Blättern hatten, dann hätten wir sicher leichteres Fortkommen gehabt und wären nicht so naß geworden. An den Rippen tollte kurzes Wasser; hielten wir mit dem Paddeln inne, so trieben wir, obgleich mitten im Strom, aufwärts. Also weiter, die Röhre zusammengebissen; im Vorschiff ruft jemand „Achtung!“ Seufzel, wenn das klar geht. Höhler und immer höher rollt Welle auf Welle heran — brechen kurz vor unserem Bug; jetzt fassen sie das leichte Boot, gurgeln um die Scheuerleiste, jetzt muß es unterschneiden, schon rollt von der Seite eine Nebenwelle heran. Da hebt sich unser „Fideles Luder“ aus dem Wasser heraus, taucht hinten ein, hebt sich auch hier und schwebt nun mit seiner ganzen Reifelast auf den Rämmen, die brausend neben uns zusammenbrechen. Immer weiter ging's, immer weiter. Wieder und wieder ertönt vom Vorschiff der Ruf „Achtung“. Auf die Landschaft haben wir keine Acht geben können, und als wir endlich eine Ruhepause einlegten, hatten wir noch 3 Kilometer bis Schnadenburg. Im Schutze des nördlichen Elbdammes fuhren wir jedoch weiter, um endlich gegen 8 Uhr Lenz zu erreichen.

5. Tag. Früh um 5 Uhr piff der Bootswart das übliche „rise, rise“, hoch das Bein, raus aus dem Korb usw. Nach einem kurzen Spaziergang zurück zum Hafen beschlossen wir, heute unseren aus einer Zeltbahn verfertigten Treiber zu setzen. Es könnte uns glücken. Richtig, ehe noch „Schmutt“ die Schote fassen konnte, sausten wir mit hoher Fahrt auf die Anterkette eines Baggers und hingen mit dem Ruder fest. Bald gings weiter. Raum auf der Elbe angekommen, sprang uns der Wind von gestern ins Segelgeschirr, der Baum kommt hoch. „Kopf weg“, flatisch, geht er über. Macht nichts, können wir, unser Boot ist stabil, und im tausendpferdigen Galopp geht es stromab. Vor uns liegt ein Schleppzug. „Einholen!“ Schwer rauscht die hohe Bugwelle auf, um sich sanft hinter uns wieder zu schließen. Dauernd laufen vom Vorschiff Meldungen über die Entfernung vom Vordermann ein. Jetzt lege ich die Schote fest und greife zum Paddel,

„Alle Maschinen geben eine halbe Fahrt voraus“, und schäumend geht das Boot zu Tal. Bei Preheez überholten wir ihn, wir mußten die Schote etwas dichter holen und kräftig paddeln, um weiter zu kommen. Bei Dömitz legten wir eine Pause ein und beschlossen, da der Gegenwind zu sehr hemmte, auf den Schleppzug zu warten und uns anzuhängen, so kamen wir leichter vorwärts als mit Paddeln gegen den Wind. Hinder und Voigdenburg wanderten an uns vorüber und um 5 Uhr trafen wir vor Lauenburg ein. Schnell holten wir unsere Post ab und gaben das Boot bei einem Schleppkahn in Verwahrung und durchstreiften das an malerischen Motiven reiche Städtchen. Nachdem wir den Anforderungen unseres Magens in aus-

gedehntem Maße im Hotel Schnadenburg nachgekommen waren, verbrachten wir den Abend in „Bellevue“, von wo man einen wunderbaren Ausblick über die Elbniederungen und das zu Füßen liegende Lauenburg genießt.

6. Tag. Um 9 Uhr morgens setzten wir unsere Reise durch den Elb-Trave-Kanal fort. Auf der ganzen Fahrt hatten wir mit den widlichsten Gegenwinden zu kämpfen. Dank unseres schneidigen Fahrzeuges wurde auch diese Schwierigkeit spielend überwunden. Nach Passieren der Schleuse Wizege, die uns einen fast einstündigen Aufenthalt verursachte, legten wir uns bei Bahnhof Büchen in den Windschutz, um Mittagssnack zu halten. Neugestärkt fuhren wir dann weiter und kamen um 5 Uhr in Mölln an. Von hier aus wollten wir zum Rührensee bei Rakeburg und mußten darum bis zur Schmielauer Mühle 9 Kilometer über Land. Schnell hatten wir unser leichtes Bootchen auf den mitgeführten Wagen gezerrt und rollten munter los durch den herrlichen Buchenwald. Die Dunkelheit überraschte uns, so daß wir von Fredburg aus auf dem sandigen und hügeligen Feldweg nur langsam vorwärts kamen und glücklich um 9 Uhr abends an der Schmielauer Mühle landeten.

7. Tag. Um 10 Uhr ließen wir unser Boot zu Wasser. Schnell hatten wir den Rührensee durchquert und fuhren, ganz in die linke Ecke haltend, in den prachtvollen Rakeburger See. Das auf einer Insel gelegene Rakeburg ließen wir hinter uns und erreichten gegen Mittag Rotenhausen am Ausgange des Sees. In flotter Fahrt fuhren wir, gestützt durch den Treiber, die Wadenik abwärts, bis wir um 5 Uhr in Lübeck eintrafen. Bald rollten wir unser Boot durch die Straßen der alten Hansestadt dem Bootshaus der Lübecker R. G. zu, wo wir gastliche Aufnahme fanden. Diesmal machten wir uns stadtfrein. Nach einem kurzen Spaziergange, der durch den Besuch der „Bodega“ eine lustliche Unterbrechung fand, landeten wir in unserem Hotel „Zum Deutschen Haus“. — 8. Tag. Der heutige Tag war ausschließlich dem Besuch Lübeds gewidmet. Der Bootsdienner hatte für die Beförderung unseres treuen Fahrzeuges nach Eutin gesorgt, von wo die Fahrt nach Kiel weitergehen sollte. Von dem ursprünglichen Vorhaben, über die Office nach Neustadt zu fahren, mußten wir wegen des schweren Nordostwindes absehen. Nach Besichtigung der Marienkirche und der Schiffergesellschaft bereitete „Schmutt“ im Klubhaus ein vorzügliches Mittagmahl (Weinsuppe, Spargel und Erbsen mit Schinken, Ei und Kartoffeln). Am Nachmittag erlebten wir die übrigen Sehenswürdigkeiten, das „Heilige - Geist - Hospital“ sowie das „Schäbhelhaus“ und photographierten Lübeck vom Petrikirchturm in allen vier Himmelsrichtungen. Bald entführte uns das Dampfboot nach Eutin, wo inzwischen unser Boot als Eilgut angekommen war. Der Hausdiener des „Vohhauses“, wo wir Unterkunft nahmen, besorgte Boot und Gepäc zur Stelle.



Vom Eutiner zum Koller-See



Fegetasche

9. Tag. Jetzt kam die Fahrt durch die Holsteinsche Schweiz, der schönste Tag unserer ganzen Reise. Um 8 Uhr gingen wir Anker auf, um nach einer kurzen Rundsicht durch den großen Eutiner See bei Neumühlen in das Schwentineflüßchen einzulaufen. Schnell hatten wir an der Mühle übergesetzt und paddelten mit dem Strom durch den entzückenden, von Bäumen überdachten Flußlauf nach Fißlau in den Kellersee, dessen unvergleichbare landschaftliche Schönheit berühmt ist. Gestützt durch den Treiber eilten wir an der Louisenquelle vorüber in den vielgewundenen Schwentinefluß nach Malente-Gremsmühlen. Ein kurzes Stück fuhren wir hier über Land und setzten in den Diecksee wieder hinein. An dem dunkelgrünen „Holm“ vorbei trieb uns der Wind bei Timmdorf mit voller Fahrt auf eine Alkreufe. Dies war aber für uns kein Hindernis mehr, bald schwammen wir wieder durch den Behlersee und Höstsee auf Jegetasche zu. Hier schlugen wir am Ufer des großen Plönersees in der bratenden Sonnenhitze unser Feldlager auf. Nach kurzer Rast ließen wir unser Boot zu Wasser und mit achterlichem Wind steuerten wir schnell Plön an, wo uns unser Bootswagen bald in den Drecksee hineinbrachte. Mit günstiger Strömung und leichtem Rückenwind eilten wir durch den kleinen Plönersee an Wittmold vorbei wiederum in die Schwentine hinein. Kurz bevor wir in den Kronsee gelangten, hatten wir hier die erste Alkreufe zu passieren,

deren schmale Öffnung gerade unser Boot durchließ. Ebenso schlüpfen wir durch das Alloch bei Wahlstorf und gelangten dann in den Lantersee. Gleich nach der mövenumschwärmten Insel Prohbenwerder trafen wir bei Msaal wieder eine Neg- und Balkensperre, über die wir unser Boot mit Leichtigkeit hinweghoben. Kurz darauf liefen wir in Preeh ein.

Trotzdem uns hier das Fahrwasser nicht unbekannt war, ließen sich einige Grundberührungen in dem steinigten und flachen Flußbett nicht vermeiden. Wunderbarerweise jedoch federte das Holz des Bootschens, ohne irgendeinen Schaden zu nehmen. Mit kräftigem Heimatschlag ging's am Kloster Preeh vorbei, und bald kamen wir hinter Rastorf in den Rosenfelder See. Selpensflisch schwarz hoben dürre Bäume ihre schwarzen Nester aus dem Wasser heraus, als ob sie von der scheidenden Sonne wieder Leben erleben wollten. Am Ende des Sees trafen wir auf das alte Stauwerk, von wo wir bis Oppendorfer Mühle wieder über Land rollten. Weiter ging es von dort in der Abenddämmerung still zu Tal. Schweigend fuhren wir dahin, als plötzlich lautes Hallo aus dem Walde heraus uns entgegen schallte. Viele Freundeshände nahmen uns am Ziel die Arbeit des Bootverstauns ab, und mit allerhand Gepäck beladen zogen wir gemeinsam den letzten Weg zu unserem lieben Häuschen.

**Die Deutsche Turnerschaft im Jahre 1925.** Die jetzt bekanntwerdenden statistischen Erhebungen geben über die Entfaltung der Turnbewegung in Deutschland im Jahre 1925 ein interessantes Bild. In der Gesamtzahl ist allerdings eine geringe Abnahme der Ziffer der in Deutschland Turnenden zu verzeichnen, die aber vornehmlich auf eine Abnahme der turnenden Männer zurückzuführen ist, die durch die Zunahme der turnenden Frauen, Knaben und Mädchen nicht ausgeglichen werden konnte. Unter den deutschen Großstädten, als deren Zahl die letzte Erhebung (einschließlich Saarbrücken und Danzig) 47 mit über 100000 Einwohnern ergab, steht Berlin mit 34557 Vereinsangehörigen an erster Stelle. Den Hauptanteil stellen naturgemäß die Männer mit 17189, und auch in dieser Ziffer ist Berlin führend. An zweiter Stelle folgt Leipzig mit insgesamt 27194 Vereinsangehörigen, davon 16211 Männer. Danach ist also Leipzig, „die Turnerstadt“, von Berlin überholt worden, und zwar in allen vier Klassen, der Männer, Frauen, Knaben und Mädchen. — Sofern allerdings das prozentuale Ergebnis zum Maßstab genommen wird, steht Leipzig weit vor Berlin. Es folgen dann: 3. Dresden 19521, 4. Frankfurt a. M. 17275, 5. München 14532, 6. Hamburg 13601, 7. Nürnberg 8295, 8. Stuttgart 8275, 9. Bremen 8141, 10. Kiel 8050, 11. Hannover 7852, 12. Saarbrücken 6983, 13. Breslau 6612, 14. Chemnitz 6555, 15. Essen-(Ruhr) 5944, 16. Dortmund 4937, 17. Mannheim 4717, 18. Mainz 4555, 19. Köln 4414. Im ganzen haben 45 Städte über 1000 Turner. Berlin steht auch in den Zahlen der einzelnen Klassen, Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, an erster Stelle. Fünf Städte haben mehr als 6000 Männerturner, sechs Städte mehr als 2000 Turnerinnen, acht Städte mehr als 1000 turnende Knaben, vier Städte mehr als 2000 turnende Mädchen.

Die Zahl der turnenden Männer sank von 1160000 im Jahre 1924 auf 1110000 im Jahre 1925, also um 50000. Durch Zunahme in den Mädchen- und besonders in den Knabenabteilungen wurde dieser Rückgang etwas ausgeglichen, während die Zahl der Turnerinnen fast gleich blieb. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt rund 1620000 gegen 1650000 im Vorjahr, so daß im ganzen eine Einbuße von rund 30000 Mitgliedern zu verzeichnen ist. Zum Vergleich seien die Mitgliederzahlen einiger anderer großer Verbände genannt: Deutscher Fußballbund 900000, Deutsche Sportbehörde für Leichtathletik (schätzungsweise) 400000, Deutscher Schwimmverband 175000, Deutsche Jugendkraft 200000, Arbeiter-Turn- und Sportbund 830000.

Die größten turnerischen Veranstaltungen des letzten Jahres waren: die Meisterschaften im Geräteturnen am 16. und 17. Mai in Frankfurt a. M., die Meisterschaften in den vollstümlichen (leichtathletischen) Übungen am 29. und 30. August in Leipzig und der Hermannslauf am 13. bis 16. August zum Hermannsdenkmal bei Detmold. Bei den Gerätemeisterschaften zeichnete sich in besonderem Maße Fritz Kurz vom Männerturnverein München aus. Er wurde Deutscher Meister im Geräte-Zehnkampf sowohl wie im Einzelturnen am Reck, Barren und Pferd. Im Geräte-Sechskampf der Turnerinnen errang Berta Meisel vom Turnverein 1860 München den ersten Sieg.

Die Vollstürmermeisterschaften in Leipzig wiesen eine sehr zahlreiche Beteiligung auf. Die Ergebnisse litten durch Regen, Kälte und widrigen Wind, bewiesen jedoch trotzdem, daß auch in der Deutschen Turnerschaft ausgezeichnete Leichtathleten vorhanden sind.

Der Hermannslauf, der gelegentlich der 50jährigen Erinnerungsfest der Einweihung des Hermannsdenkmals stattfand, setzte eine Riesensmenge von Läufern in Bewegung und war der größte Staffellauf, der jemals veranstaltet wurde. Von den entferntesten Orten des deutschen Vaterlandes sind die einzelnen Läufe ausgegangen, alle endeten am Denkmal auf der Grotenburg. Nach der jetzt bekannt-

gegebenen Zusammenstellung sind dabei 15547 Kilometer in 724 Stunden und 35 Minuten von 137000 Läufern zurückgelegt worden. Nicht mitgerechnet sind die Läufe im Ausland. Wenn man bedenkt, daß 1 Kilometer im Durchschnitt in 3 Minuten 12 Sekunden zurückgelegt wurde, und zwar teilweise bei Nacht, zum Teil auf bergigen, unwegamen Strecken, so ist das schon, rein körperlich genommen, eine sehr hohe Leistung.

Unter den Kampfspielen pflegt die Deutsche Turnerschaft besonders Schlagball, Faustball, Fußball und Handball. Beim Faustballspiel, das ja gerade auch für ältere Leute passend ist, zählte man rund 10000 Mannschaften, im Handball 4500, im Schlagball 2500 Mannschaften. Fußball wird von 800 Mannschaften gespielt.

Die Zahl der Turnerinnen in der Deutschen Turnerschaft beträgt rund 160000. Für die Entwicklung des Frauenturnens war die Tagung für das Frauenturnen in Leipzig am 3. bis 5. Juni von besonderer Bedeutung. Die Tagung bewies, daß die Deutsche Turnerschaft allen gesunden Zeitersehnungen und Neuerungsbestrebungen gerecht wird. Mit großer Genugtuung empfand man, daß die Teilnahme der Ärzteschaft und der Frauen selbst als Führerinnen im Frauenturnen immer mehr zunimmt.

**Das 6. Berliner Hallensportfest der Deutschen Turnerschaft am 17. Januar.** Ein vollbesetztes Haus, über 8000 Zuschauer — nur wenige Plätze der Riesenhalle blieben unverkauft — fast 3000 Teilnehmer, spannende Kämpfe, prächtige Vorführungen und eine mustergültige, von allen Fachleuten gelobte Abwicklung gaben der Veranstaltung die Note. Eine große Zahl von Ehrengästen, Vertreter staatlicher und städtischer Behörden, Führer anderer Verbände, wie Erzellenz Lewald vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen, gaben dem Fest den Rahmen, das in seinem ständigen Wechsel zwischen Wettkampf und Vorführung einen guten Ausschnitt aus dem vielseitigen Betrieb des deutschen Turnens bot. Da auch die Teilnahme von Wettkämpfern aus dem Reich eine erfreuliche war und die besten Vertreter der einzelnen Fachgebiete erschienen waren, so gab es prächtige Kämpfe zu sehen und gute Leistungen wurden erzielt. Aus dem Westen waren es besonders der Dortmunder Verein „Eintracht“, der vorzügliche Ergebnisse erzielte, und der bekannte Läufer Oel vom Essener Turnerbund, der nicht zu schlagen war. Die Mannschaft der Dortmunder bestand aus Dr. Hübner, Hohendahl, Lingnau, Regener und Ulrich.

In die Entscheidung des Hochsprunges kamen von insgesamt sechs Mann nicht weniger als vier Dortmunder. Die Entscheidung im Hochsprung fiel leider erst nachmittags nach Beendigung des sich lange hinziehenden Stabhochsprunges, und es waren dadurch besonders Dr. Hübner und Regener, die morgens die schönsten und sichersten Sprünge gezeigt hatten, sehr benachteiligt. Es war ihnen daher auch nicht möglich, die Sprunghöhe des Vormittags (1,70 m) zu verbessern. Lediglich Kantorowicz-Berlin, ein sehr leicht und schön springender Wettkämpfer, brachte es beim dritten Sprung auf 1,75 m und wurde somit, nicht zuletzt zu seiner eigenen Überraschung, erster. Beim Stechen wurde dann Ulrich-Dortmund, der als erster 1,70 m frei sprang, zweiter Sieger und Regener bei gleicher Sprunghöhe dritter. Dr. Hübner wurde vierter bei gleicher Leistung.

Besonders der Stabhochsprung ist hervorzuheben, in dem trotz der schlechten Hallenverhältnisse — vor allem war die Beleuchtung hinderlich — Regener (Ev. Eintracht Dortmund) 3,60 m erreichte vor dem deutschen Turner-Meister Gossow-Nathenow, der 3,50 m sprang. Alle drei Dortmunder Teilnehmer, Dr. Hübner,

Hohendahl und Regener, übersprangen die Höhe von 3,40 m glatt. Gossow und Regener sprangen dann noch 3,50 m; ersterer beim dritten und Regener beim ersten Sprung. Dann blieb Regener allein, und er zeigte den spannungsvoll Zuschauenden gleich beim ersten Versuch, wie man mit vorbildlicher Handstandtechnik 3,60 m überspringt. Damit war nicht etwa Regeners Können erschöpft, denn es war bei der glänzenden Verfassung, in der Regener sich befand, sehr wahrscheinlich, daß auch der deutschen Turner-Höchstleistung (3,69 m) das Lebenslicht ausgeblasen worden wäre, wenn die Sprungständer eine weitere Höhe zugelassen hätten. Eine Änderung war schlecht möglich, und so unterließ man es. Regener hat also nicht ausgesprungen, und doch durch seine Leistungen eine Höhe übersprungen, die in Deutschland noch von keinem Springer bei einem Hallensportfest erreicht wurde.

Meister Lingnau-Dortmund ließ es sich selbstredend nicht nehmen, den Sieg im Kugelfstoßen mit 12,92 m an sich zu reißen. Zweiter wurde der deutsche Behtkampfsmeister Thymm, Rudolstadt, vor Berger, Fregtal-Deuben. Ein Stoß Lingnaus von 13,36 m konnte leider keine Anerkennung finden, weil er den den Kreis abgrenzenden schmalen Holzstreifen mit der Zehenspitze berührte. Schade, es wäre ebenfalls eine neue deutsche Bestleistung gewesen.



Auf der Rappe bei Winterberg

Spannende Staffeltwettkämpfe und allzu zahlreiche Sonderwettkämpfe sowie ein Handballspiel bildeten den Rahmen für die Einzelwettkämpfe, von denen der 100-Meter-Einladungslauf mit dem E.-Meister Lammers, Oldenburg, als Sieger, den 80-Meter-Lauf der Turnerinnen mit Fräulein Junkers, Rassel (D. E.-Meisterin), und der Hürdenlauf mit Anton, A. v. Berlin, als Sieger besondere Erwähnung verdienen. Del, Essen, zeigte den Berlinern, wie man den 1000-Meter-Lauf gewinnen kann. Hohendahl-Dortmund sprang aus dem Stand 1,53 m über die Latte und erntete dadurch reichen Beifall.

Den 1000-Meter-Lauf gewann Del-Essen in 2,42 Min. vor Neumann IV (A. E. v. Berlin), der dichtauf folgte und ein taktisch gutes Rennen lief.

Die 4mal-1000-Meter-Staffel der Turnerinnen konnte sich der Sv. Vorwärts-Breslau holen, die 3mal-1000-Meter-Staffel der Sv. Niedererlenbach, der ein großes Rennen in 8,14 Min. lieferte, zur allgemeinen Überraschung heiß bedrängt von dem Karlsruher Sv., der nur drei Meter zurück endete. Glänzend war der Lauf der Turnerinnen über 80 Meter, den Fräulein Junkers-Rassel, die die Weltbestleistung hält, in 10,1 Sek. überlegen gewinnen konnte. In den Staffeln war überlieferungsgemäß die Turngemeinde in Berlin an der Spitze, die vier Siege erringen konnte. Recht erfolgreich waren auch der E. u. Spv. Schöneberg sowie der mächtig aufkommende Berliner Turnsportverein, der über ausgezeichnete Läufer und Läuferinnen verfügt und bei den Jugend- und Frauenläufen künftig noch eine gute Rolle spielen sollte. Auch der V. f. L. 58-Charlottenburg scheint wieder im Kommen, wie seine Erfolge beweisen. Von den Vorführungen seien das Schaufechten einer Anzahl von Fechtern und Fechterinnen der Groß-Berliner Fechtabteilungen, liebliche Volkstänze einer großen Zahl von Jungmädchen aus den Berliner Turnvereinen, vollendete Kunstturnmusterreigen der besten Berliner

Turner am Barren und Red, ein Stilllauf und eine Körperschule der Jugendturner, Reulenübungen der Turnerinnen, die allgemeinen Freiübungen der Turner, die bei den deutschen Kampfspielen in Köln geturnt werden, erwähnt. Lauziehen, Pferdsprünge am Federbrett, ein Massengemeinturnen der Turner am Barren, Barlauf der Jugendturner und ein Handballspiel bildeten weiter den Reigen der gut durchgeführten Vorführungen, die großen Beifall fanden und ihre Eigenart gerade darin hatten, daß sie sämtlich durch Berliner Turner und Turnerinnen gestellt wurden, wodurch der Beweis der Vielseitigkeit der turnerischen Betriebsformen vor aller Öffentlichkeit erbracht wurde. Die Siegerverkündigung nahm der Ehrenkreisvertreter des Brandenburgischen Turnkreises, Professor Dr. Reinhardt, der auch in der Pause zwischen den Vormittags- und Nachmittagskämpfen die auswärtigen Teilnehmer begrüßte, vor.

**Hallensportfest des Turnkreises VIIIA (Westfalen und Lippe).** Turnverein Eintracht, Dortmund gewinnt wiederum den Wanderpreis: Regener-Dortmund erreicht im Stabhochsprung 3,72 Meter. Der Turnkreis VIIIA (Westfalen und Lippe) veranstaltete am 6. und 7. Februar in der neuerbauten großen Turnhalle der Turngemeinde Lage i. L. zum siebten Male sein Winter-Hallensportfest. Zunächst besteht dieses Fest aus einem Mannschaftswettkampf um den von Herrn Generaldirektor Töyla von der Heiner. Aug. Schulte Aktien-Gesellschaft in Dortmund gestifteten Wanderpreis. Jede Mannschaft muß fünf Turner stark sein, die einen Viertkampf, bestehend aus Hochspringen, Weitspringen, Kugelfstoßen  $7\frac{1}{4}$  kg aus dem Kreis und Steinstoßen, zu bestehen hat. Herr Generaldirektor Töyla hat zum zweiten Male einen Wanderpreis gestiftet, da der erste schon endgültig in den Besitz des Turnvereins Eintracht, Dortmund übergegangen ist. Früher wurde zu den vorgenannten vier Geräten auch noch der Stabhochsprung genommen; man hat hiervon aber jetzt Abstand genommen, weil die weitaus meisten Vereine nicht in der Lage sind, in ihren Hallen den Stabhochsprung zu üben. Letzterer wird jetzt als Einzelkampf gewertet. Der Wettkampf wird außerdem als Viertkampf für die einzelnen Teilnehmer und ferner als Einzelwettkampf bezüglich der Bestleistungen an den verschiedenen Geräten ausgetragen.

Insgesamt hatten diesmal 16 westfälische Vereine Mannschaften entsandt. Die Mannschaft der Eintracht, Dortmund bestand aus Regener, Ulrich, Lingnau, Hübner II und Welge. Da die bekannten Volksturner Hohendahl und Dr. Hübner fehlten, war die Besetzung also nicht die stärkste. Trotzdem gelang es der Eintracht, den Wanderpreis wiederum mit einem großen Vorsprung vor dem zweiten Sieger zu erringen und ferner nicht allein die drei ersten Plätze im Viertkampf zu belegen, sondern auch in den Einzelwettkämpfen ganz vorzüglich abzuschneiden.

Verschiedene neue Höchstleistungen der Deutschen Turnerschaft wurden aufgestellt. So erzielte Regener im Stabhochsprung die glänzende Leistung von 3,72 m. Lingnau erreichte im Kugelfstoßen  $7\frac{1}{4}$  kg 13,35 m und im Steinstoßen 10 kg 9,95 m; im Hochsprung Ullhardt, Lüdenscheid 1,817 m, während im Weitsprung Wenker, Solde 6,69 m erreichte. Der erst 19 Jahre alte erste Sieger Regener leistete im Viertkampf folgendes: Hochsprung 1,75 m, Weitsprung 6,60 m, Kugelfstoßen 11,55 m, Steinstoßen 8,94 m.

#### Ergebnisse:

**Mannschaftskampf:** 1. Eintracht Dortmund 2274 P.; 2. Ev. Lage 1795 P.; 3. Jahn Minden 1718 P.; 4. Tgde Bielefeld 1706 P. **Viertkampf:** 1. Regener-Dortmund 543 P.; 2. Ulrich-Dortmund 518 P.; 3. Lingnau-Dortmund 506 P.; 4. Wenker-Sölde 495 P. **Hochsprung:** 1. Ullhardt-Lüdenscheid 1,817 m; 2. Regener-Dortmund 1,755 m; Ulrich-Dortmund 1,755 m. — **Weitsprung:** 1. Wenker-Sölde 6,69 m; 2. Regener-Dortmund 6,60 m; 3. Ulrich-Dortmund 6,28 m. — **Kugelfstoßen,  $7\frac{1}{4}$  kg aus dem Kreise:** 1. Lingnau-Dortmund 12,74 m (außer Wettbewerb 13,35 m); 2. Wenker-Sölde 12,14 m; 3. Regener-Dortmund 11,55 m. — **Steinstößen, 10 kg mit Anlauf:** 1. Lingnau-Dortmund 9,75 m; 2. Ulrich-Dortmund 9,13 m; 3. Regener-Dortmund 8,95 m. — **3000-Meter-Lauf:** Mannschaftslauf 1. Ev. Gladbeck; 2. Tgde. Bielefeld; 3. Ev. Soest. **Einzelkämpfe:** 1. Grünwald Bielefeld 9,56,6 Min.; 2. Bögge-Soest; 3. Mers-Schüren.

Der 11. Verbandswettkampf des Skiklubs Sauerland in Winterberg am 23./24. Januar. Wiederum wurde die Freude buchstäblich zu Wasser. Der Wettergott scheint sich in diesem Jahre zum Prinzip gemacht zu haben, die Verbandswettkämpfe des Skiklubs Sauerland mit schlechtem Wetter zu beglücken. Das war vor zwei Jahren so in Willingen, das war diesmal in Winterberg.

Süd-West hieß der Wind, der pfeifend über Winterberg und seine Höhen dahinsaupte und der so stark war, daß man stampfen mußte, um gegen ihn anzukommen. Regen fauste, der Schnee wurde feucht und langsam zu Wasser. Die ganze Herrlichkeit drohte fortzuschwimmen. Aber der Altenberger Schnee ist zäher als sonstwo im Sauerlande. Aber man konnte ihm nur mit den raffiniertesten gewachsenen Stiern zu Leibe rücken. Die Kunst des Wachsens wurde auf einmal in den Vordergrund gerückt.

15 Kilometer Langlauf am Samstag vormittag. Wahrlich kein Vergnügen bei dem Wetter, aber es war alles vorbereitet. Eine große Anzahl Läufer. Aber nicht alle in sportfreudiger Stimmung. Aber sie stampften los. Mutig. Zäh. Biegen oder brechen. Die Strecke mußte bezungen werden, und wenn es Backsteine regnet hätte. „Es war Mord!“ bekannten hernach einige. Deimel, der vorjährige Meister, ein Kerl scheint's mit einem Herzen und mit Lungen wie ein Pferd, schmiß auch dieses Mal die Strecke. Beste Zeit 1,26,41. Bei dem Wetter und dem Schnee wahrlich eine Leistung. Wer war sonst im Vorteil? Der, dessen Stier am besten gewachsen waren. Etliche gute Läufer blieben zurück, weil die Bretter einfach nicht liefen, selbst bergab nicht.

Am Start und Ziel Waldhaus mächtiger Betrieb. Ein ganzer Wald von Stiern stand an das Haus gelehnt. Wobei gleich einmal zu bemerken ist, daß es in Winterberg und den umliegenden Ortschaften sehr angebracht erscheint, die Stier so aufzubewahren, daß sie nicht gestohlen werden können. Es scheinen sich dort Bänden von Skimardern aufgelagert zu haben. In zwei Tagen wurden dort 40 Paar Stier gestohlen. Im Lokal selbst großer Betrieb. Solche Skiläufer und solche. Die einen legen Wert auf eine tüchtige Erbsensuppe mit Wurst, die andern auf Wein mit Jazz-Band-Musik. Die einen hatten einfache schlichte Kleidung, die andern die buntesten Kostüme, daß man von den schreienden Farben bald ged wurde.

Das Barometer stieg über Nacht schüchtern. Spät abends lief noch ein Winterport-Sonderzug ein, knüppeldickvoll. Und Winterberg strengte sich an. Sein neuer Bürgermeister Mönig hatte seine Kapelle zum Bahnhof geschickt, die blies einen dicken Lusch, als der Zug einlief, und brachte die Skiläufer mit flotter Marschmusik in die Quartiere.

Am Sonntag Sprunglauf. Rauchloschance, das windige Ding, auf der es einem vorommt, als spränge man in einen unendlichen Abgrund, weil man nämlich von der Schanze aus nichts von der Aufsprungbahn sieht. Sprungweiten waren angängig, bis 34 Meter. Sprungtechnik hatten die wenigsten. Gestanden waren vielleicht drei bis vier Sprünge. Bei den anderen Sprüngen flogen Kerl und Stier nach dem Aufsprung nur so in der Gegend herum. Was außer den Sprüngen noch gefiel, waren die vielen Zuschauer, wenn sie an dem sehr steilen Gang der Schanze auf und ab wollten. Bei etlichen sah es aus, als ob sie Vorstudien zum Sprunglauf machen wollten.

Es ist nicht die Punktzahl beim Springen erreicht worden, die für die Verleihung des Meistertitels erforderlich ist. Es nützen dem sehr tüchtigen Deimel seine 34 Meter nichts, denn der Sprung war sofort gestürzt. Und so konnte auch Deimel, der gewiß die meiste Aussicht auf den Titel hatte, diesen leider nicht erhalten.

Als man fortzog von Winterberg, war der Südhang am Herrloch schon fast schwarz. Der warme Regen hatte den Schnee weggeleckt, besonders die Schanzen waren unbrauchbar. Wieder waren die Züge voll. Ganze Skitompagnien hätte man bilden können, und bald ging die Fahrt per Zug zu Tal.

Automobilsport. In der am vergangenen Sonntag stattgefundenen Gaußigung des A. D. A. C. (Allgemeiner Deutscher Automobil Club) Gau V wurde beschlossen, statt der im vergangenen Jahre gefahrenen 26 Rennen in diesem Sommer nur 6 Rennen zu genehmigen, um auf diese Weise wenigstens 6 gut besuchte Rennen und vor allen Dingen Rennen mit hochwertigen Leistungen zu bekommen.

Es handelt sich um folgende Rennen: Am 5. April Halterner Straßenrennen, am 9. Mai Rennen zu Bünde, am 5. Juni Rennen rund um die Hohensyburg (Veranstaltung von Dortmund), am 11. Juli Rennen um die Sauerländische Bergmeisterschaft, am 1. August 12-Stundenfahrt (Veranstaltung von Dortmund), 4. bis 5. September Westfalen-Tippe-Fahrt, Prüfungsfahrt über 600 Kilometer, die an zwei Tagen ausgefahren wird.

Von ganz besonderer Bedeutung und von höchstem Reiz bei den Rennfahrern wird zweifellos wieder das Rennen um die Sauerländische Bergmeisterschaft sein, denn es hat sich nach einmütigen Aussagen der sämtlichen Fahrer im vergangenen Jahre herausgestellt, daß keine Strecke hier in der ganzen Gegend solche interessanten Reize bietet wie die Strecke Werdohl-Neuenrade. Näheres über dieses Rennen wird noch folgen.

Der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft bei dem Reichspräsidenten. Der Reichspräsident, Herr von Hindenburg, empfing am 1. Februar den 1. Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Dr. Berger. Er nahm von ihm die beiden Sammelbände der ans Hermannsdenkmal in Detmold von 130000 Turnern und Turnerinnen überbrachten 130 Urkunden entgegen und ließ sich über den Stand der Deutschen Turnerschaft, ihr Verhältnis zu anderen Verbänden, ihre Stellungnahme zu ausländischen Veranstaltungen und ihre Bemühungen um die Stützung der Auslandsdeutschen ausführlichen Vortrag halten. Er zeigte sich über Geschichte und Wesen der Deutschen Turnerschaft wohl unterrichtet und würdigte das Festhalten am Deutschtum bei unseren Auslandsdeutschen, ganz besonders in den Ländern Südamerikas.

Reichskanzler Dr. Luther über das deutsche und akademische Turnen. Eine neuerliche Rundgebung des Reichskanzlers, Herrn Dr. Luther, liegt vor, der als Alter Herr des zur Deutschen Turnerschaft gehörigen Akademischen Turnbundes deutscher Turner ist und als solcher fühlt und denkt. Dies geht aus einem Schreiben hervor, das er an die Leitung des Reichskommerzes des Akademischen Turnbundes richtete, der in der Berliner Philharmonie einen glänzenden Verlauf nahm. Dr. Luther entschuldigt sich mit dienstlicher Inanspruchnahme wegen seines Fernbleibens und schreibt dann:

„Ich hoffe, daß das Band, das die alten Akademischen Turner umschlingt und mit unserer jungen Aktivitas vereint, durch den morgigen Kommerz noch reger geknüpft wird. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die deutsche Turnsache, der ich so zugetan wie nur je, gerade auch durch den Akademischen Turnbund eine immer stärkere Förderung zu Nutzen unseres lieben deutschen Vaterlandes erfährt.“ Daß diese Äußerung nicht leere Worte sind, erhellt am besten aus der Tatsache, daß trotz dieser Entschuldigung Reichskanzler Dr. Luther noch in vorgerückter Stunde bei dem Reichskommerz erschien und eine Ansprache hielt, in der er wiederum die Werkschätzung betonte, die er dem deutschen Turnen als dem besten Erziehungsmittel zu Volkskraft und Volksgemeinschaft entgegenbringt.

Grundlage unseres heutigen Jugendwanderns. Vor dem Kriege, als das Wandern noch nicht so ausgebreitet war, hatten es die Wandervögel nicht schwer, nachts beim Bauer unterzukommen. Inzwischen haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Die Wandertätigkeit hat so zugenommen, daß es in den vielbesuchten Gegenden kaum mehr möglich sein dürfte, alle Wandervögel beim Bauer unterzubringen, zumal die landschaftlich schönsten Gegenden meist wenig Landwirtschaft haben. Die wenigen zur Verfügung stehenden Scheunen und Heuböden würden bald so überlaufen sein, daß es den Besitzern in kurzer Zeit zu viel werden würde und sie ihre Tore verschlossen. Die Wandervögel wären also auf Gasthöfe angewiesen, und was das bedeutet, das wird schon mancher am eigenen Leibe erfahren haben. Dabei soll gerne anerkannt werden, daß die Wandervögel in vielen Dorfgasthäusern freundlich und selbstlos aufgenommen worden sind und noch aufgenommen werden, aber in Touristengegenden und Sommerfrischen bilden sie ein beliebtes Ausbeutungsobjekt.

Diesen Notstand erkannten rechtzeitig die Gründer des Verbandes für deutsche Jugendherbergen und gingen bereits einige Jahre vor dem Kriege an, Jugendherbergen einzurichten. Zunächst wurde diese Arbeit von den Wandervögeln als ungünstig bekämpft, aber die Entwicklung hat den Kämpfern für die Jugendherbergen recht gegeben. Heute haben wir bereits 2000 Jugendherbergen mit einer in Hunderttausende gehenden Übernachtungsziffer, aber das ist erst der Anfang. Es ist unbedingt nötig, das Herbergsnetz noch weiter auszubauen, und dabei sollten alle jungen und alten Wanderer nach besten Kräften helfen. Haltet in eurer Heimat Umschau, ob nicht in einer Schule, Fabrik, einem Landgasthof oder sonstwo eine Jugendherberge aufgemacht werden könnte.

Wandervogel – Geistige Mobilmachung. Mobil müssen die jungen Menschen wieder gemacht werden, aber dieses Mal geistig mobil. Dazu wollen wir zuerst hierhersehen, was Solstoi in der „Macht der Finsternis“ schreibt: „Die Männer sind nicht viel wert. Aber erst die Weiber! Sie sind wie die wilden Tiere, nichts fürchten sie ... Solche Heißbilder gibt's hierzulande viele Millionen, und alle sind blind wie die Maulwürfe, wissen nicht das geringste! Der Mann, der lernt immerhin was in der Schenke oder schließlich im Gefängnis oder in der Kaserne. Aber so'n Weibsbild! sie sieht und hört nichts. Die Weiber sind wie blinde junge Hunde, die mit der Nase im Straßendreck hintriefen. Das einzigste, was sie können, sind ihre dummen Lieder. ...“

So ist es, und noch viel schlimmer ist es: bei den Männern und bei den Mädchen – rauchen, trinken, sich den Magen füllen, sich putzen, tanzen, lieben: das tun sie, das sind sie, das ist alles! Nicht nur in den Fabriken. Die aus den Kontoren und hinter den Ladentischen und den höheren Schulen sind gerade so höhl und wertlos und gemein. Den ganzen Tag über Jote an Jote, die gemeinsten Operettenschlager: das füllt sie aus, und so schnuppern sie alle Gassen ab, die Nase im Rot,

nach einem Weibchen oder einem Männchen. Darüber hinaus haben sie kein Interesse: für nichts haben sie Sinn, außer für Kneipe, Kino, Tanzsaal, Varieté, und sie verpöbeln und vertieren, und in ihnen die ganze deutsche Menschheit. So sind viele!

Nun sagt selbst, ihr jungen Menschen: Ist das heute nicht die Lage für den größten Teil der Menschen? Haben sie einen Halt? Gibt es etwas, was ihnen einen Wert gibt? Besteht und erschöpft sich nicht bei vielen der jungen Menschen in den Dingen ihr ganzes Dasein, ihr Leben, ihre Freude, ihr Wert? Wissen oder wollen sie es anders? Wer wird helfen, retten, erlösen, die Geschöpfe zu Menschen machen? Die Kirche reicht nicht an sie heran. Von der Familie – von den dummen, trägen, feigen, gleichgültigen Müttern – und von den Vereinen – von ihrem geistlosen und charakterlosen alles mitmachenden Vergnügungstrieb – von der Schule – die ja meist nicht mehr erziehen will – und erst recht von der Zeit, die zu allem Ja und Amen sagt, was die Menschen an Leib und Seele, Geld und Gesundheit, Familie und Gott ruiniert – ist kein Heil zu erwarten.

Wer hilft, das neue Leben, das befreite Leben, das Leben des höheren, reinen, seelischen und geistigen Genießens, daß Natur, Geist, Gott, Menschentum auch diesen Menschen wieder aufstehe?

Kommt, laßt uns und allen das Wort Carlyles vorhalten, so lange und so laut, bis wir und sie alle wach werden und wir uns und sie sich zurückfinden – das Wort: „Bruder, du bist mehr als ein zweibeiniger Biber, der sich eine Hütte baut, Bruder, du hast eine Seele!“ Wißt ihr das, spürt ihr das? Besteht euer Leben darin, nach eurer Seele zu sehen, eure Seele zu besitzen? Bruder, du bist mehr als ein Biber, mehr als ein Karrengaul, der nur vor der Karre geht, mehr als ein Tier, das sich nur den Bauch füllt, mehr als ein Hund oder ein Gänserich, die hinter der Hündin oder der Gans herlaufen. „Bruder, du bist mehr, du bist ein Mensch, Bruder, du hast eine Seele.“

Ein Besuch auf der Jugendburg Freusberg an der Sieg. Wer bei lachendem Sonnenschein das Siegtal aufwärts wandert und kurz hinter Kirchen auf steilem Berg die Freusburg erblickt, ist erfreut über das liebliche Bild, das sich ihm bietet. Schon die Urkunden um 950 und 1000 melden die Burg als steile, uneinnehmbare Felsenfeste. Ein besonderes Geschlecht derer von Troiburg und Freusburg hauste oben um 1100. Sie starben aus, und Burg und Land fielen an Graf Heinrich II. von Sayn. Um 1300, als Willkür und Gefechtslosigkeit herrschten, ward ein Femgericht eingerichtet, das später Herrengericht wurde. Im Mittelalter wohnten meist Burghöfste als Vertreter der Landesherren oben. Im 16. Jahrhundert, als die Burg Residenz des Grafen von Sayn und dessen Nachfolger wurde, erlebte sie ihre Blütezeit. Eine Steintafel im inneren Burghof erzählt von reger Bautätigkeit unter Heinrich IV. Nach ihren höchsten Glanztagen begann der Verfall. Der 30jährige Krieg ließ auch sie nicht unerschont. Die Niederländer kamen, die Schwaben belagerten die Burg, nahmen sie dem Erzbischof von Trier und gaben sie dem Grafen von Sayn zurück. Noch heute zeigt man auf der anderen Burgseite die Schwedenschanze. Einige Jahre später waren die Kurtrierer wieder die Herren. Bald durchzogen Wallensteiner Burg und Tal Freusburg. Nachher wurde die Burg endlich dem Grafen Sayn zugesprochen, die auch Besitzer blieben. Zum Ausgang des 17. Jahrhunderts kamen die Franzosen ins Land. Im Siebenjährigen Kriege besetzten sie die Burg, bis ihnen die Rosaten folgten. Seit 1815 ist die Burg im Besitz des Preussischen Staates, der sie teilweise verfallen ließ, nachdem schon 1752 ein beträchtlicher Teil wegen Baufälligkeit niedergelegt werden mußte. So träumte die Burg lange Jahre hindurch. Mancher Ausflügler wurde durch ihre verfallenen Räume geführt. Im übrigen blieb es still. Bis zu einem Tage, an dem mit Hacken und Schaufeln, mit Wagen und Pferden, zum Erstaunen der Freusburger die neuen Herren einzogen: deutsche Jugend. Sie grubelte und zögerte nicht lange. Unter fachkundiger Leitung ging's an die Arbeit. Die alten Mauern mögen sich gewundert haben über die Emsigkeit und Tatkraft, die jetzt einsetzten. Der alte Lehm der Decken flog von einem Stockwerk herunter aufs andere. Dielen, Bretter und Balken, die meist verfault waren, folgten vom Speicher bis zum Keller. Nahezu zwei Jahre lang opferte die Jugend Sonntag für Sonntag nach harter Wertstatt- und Schreibstubenarbeit mit der gleichen Begeisterung und dem gleichen Willen zur Tat. Manche Schullasse vertauschte gerne einen Tag Unterricht mit froher Burgarbeit. Tagelang brachten Lastwagen und Fuhrwerke gestifteten Splitt und Sand und Zement und Ziegelsteine zur Burg. Das war eine harte Arbeit, weil wegen der engen Treppen alles mühevoll heraufgezogen werden mußte, aber es gelang. Bald gab es Aufräumarbeiten aller Art, bis die Handwerker einzogen und Maurer, Tischler und Maler an die Arbeit kamen und recht bald den Nordflügel fertigstellten, der jetzt einen schmunzenden Ritteraal, einen vorläufigen Schlaflaal, Speicherlager und eine gemüthliche Burgtüche enthält. Es ist das anerkanntswerte Verdienst des rührigen Verbandes für Deutsche Jugendherbergen, hier aus einer verfallenen Burg eine Sammelstätte ersten Ranges für die erwachsene Jugend, eine Kraftquelle für das heranwachsende

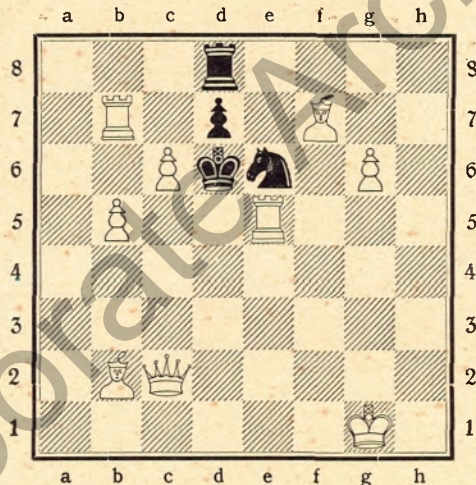
Geschlecht geschaffen zu haben. Mit nimmer erlahmender Tatkraft haben sich die Leiter des unglaublichen Widerstandes des Staates für diese Jugendstätte eingesetzt und alle Schwierigkeiten der schlimmsten Entwurfszeit von Volks- und Geldeskraft überwunden. So ist die Freusburg in den Kranz der Jugendburgen eingetreten, der sich bald über ganz Deutschland erstreckt. Sie ist nicht nur Jugendherberge, die den jugendlichen Wanderern auf ihren Fahrten als einfache und praktische Erholungsstätte dient. Vielmehr soll sich hier die wandernde Jugend aller Richtungen Kraft und Freude für ihre Werttagsarbeit holen.

## Schachette des „Wert“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

### Aufgabe Nr. 8

Von B. Sommer, Berlin



#### Stellung der Steine:

Weiß: Kg1; Dc2; T (2) b7, e5; L (2) b2, f7; B (3) b5, c6, g6; (9)

Schwarz: Kd6; Td8; Se6; Bd7; (4)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Vorstehende Aufgabe erhielt im Turnier vom Deutschen Schachverband in der Tschechoslowakei den ersten Preis. In ihrer Einfachheit eine dem deutschen Geschmack entsprechende vorzügliche Leistung.

### Lösung von Aufgabe Nr. 4

- |                              |                      |
|------------------------------|----------------------|
| Weiß: 1. Td7 — d1            | Schwarz: 1. Ke4 × e5 |
| 2. Tb7 — f7                  | 2. Ke5 — e6          |
| 3. La8 — d5 + und ♯ im n. Z. |                      |
| 1. — — — —                   | 1. Ke4 × e3          |
| 2. Tb7 — f7                  | 2. Ke3 — e2          |
| 3. La8 — f3 + und ♯ im n. Z. |                      |
| 1. — — — —                   | 1. Ke4 — f4          |
| 2. Tb7 — f7 +                | 2. Kf4 — g5          |
| 3. Td1 — h1 und ♯ im n. Z.   |                      |
| 1. — — — —                   | 1. beliebig          |
| 2. Tf7 + usw.                |                      |

### Lösung von Aufgabe Nr. 5

- |                   |                   |
|-------------------|-------------------|
| Weiß: 1. Th5 — f5 | Schwarz: Ke6 × f5 |
| 2. Db7 — f7 matt  |                   |
| 1. — — — —        | 1. Bd6 — d5       |
| 2. Db7 — f7 matt  |                   |

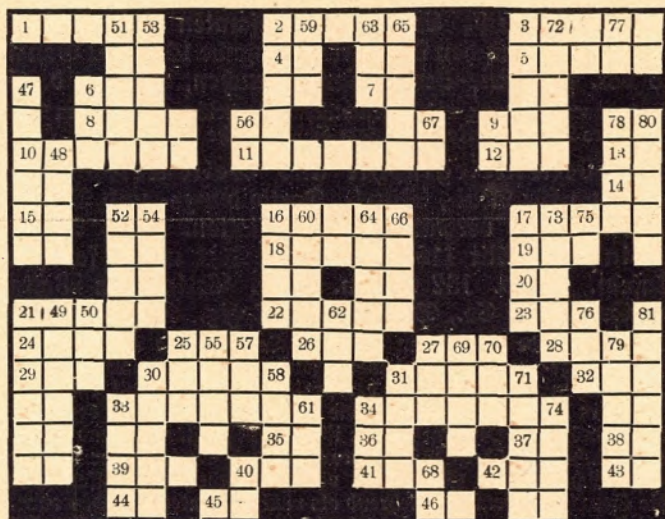
Jeder Schachfreund sollte sich der kleinen Mühe unterziehen, alle Aufgabenlösungen auf einer Postkarte an die Schriftleitung dieser Zeitschrift zu senden. Er hebt dadurch das Interesse am Schach und hat stets eine Handhabe für die Richtigkeit seiner Lösung.

Die Schriftleitung.

# Kreuzworträtsel

Von Ernst Brakenfiel

# Rätsel



## Wagerechte Reihen:

1. Teil eines Fahrrades.
2. Chemisches Produkt (Doppelsalz).
3. Pelzart.
4. Griechischer Buchstabe.
5. Tageszeit.
6. Niederes Volk.
7. Vorsilbe.
8. Bekanntster deutscher Pilot.
9. Getränk.
10. Stierkämpfer.
11. Stadt am Bosporus.
12. Nebenfluß der Donau.
13. Fluß in Italien.
14. Flächenmaß.
15. Alte Benennung für Auerochs.
16. Mädchenname.
17. Maßeinteilung.
18. Nebenfluß des Rheins.
19. Verhältniswort.
20. = 4 wagerecht.
21. Mädchenname.
22. Mädchenname.
23. Antilopenart.
24. Zahl.
25. Natur- und Hirtengott.
26. Gedichtart.
27. Segelstange.
28. Die römische Kreuzinschrift.
29. Gattung.
30. Stadt in Frankreich.
31. Große Schlagader.
32. Persönliches Fürwort.
33. Verzeichnis.
34. Eine der Sundainseln.
35. Hinweis.
36. Fluß in Asien.
37. Fragewort.
38. Bezeichnung für Augenblick.
39. Verhältniswort.
40. Totes Fleisch.
41. Japanische Münze.
42. Was zum Haten gehört.
43. Note.
44. Französischer Artitel.
45. = 43 wagerecht.
46. Vorsilbe.

## Senkrechte Reihen:

2. Alkohol.
3. Stadt in Baden.
6. Nebenfluß der Drau.
9. Chem. Zeichen für Titan.
16. Mädchenname.
17. Letzte Ruhestätte.
21. Frucht.
25. Humoristischer Filmstarsteller.
27. Stadt in Italien.
30. Stadt in der Poebene.
31. Nebenfluß der Seine.
33. Negerbehaugung.
34. Gewebe aus Rammwolle.
40. Höchstwertige Spielkarte.
47. Heiliger.
48. Skandinavische Münze.
49. Getreideart.
50. Rinne in einem Arbeitsstück.
51. Bezeichnung für den positiven Pol eines galvanischen Elementes.
52. Gestalt aus den Nibelungen.
53. Die größte Drüse des menschlichen Körpers.
54. Planet.
55. Fluß in Kleinasien.
56. = 40 senkrecht.
57. Fluß in Ägypten.
58. Waschmittel.
59. Gewicht.
60. Ringelgedicht.
61. Luftförmiger Körper.
62. Männlicher Vorname (gekürzt).
63. Zeitschrift.
64. Maurerwerkzeug.
65. Belgische Festung.
66. Pflanze.
67. Tierische Keimzelle.
68. Chem. Zeichen für Natrium.
69. Stadt in Ungarn.
70. Siamesische Bronzemünze.
71. Luftkurort in Graubünden.
72. Norwegischer Dichter.
73. Nebenperson aus Wilhelm Tell.
74. Sohn Adam und Evas.
75. Römische Kupfermünze.
76. Bezeichnung für einfarbig.
77. Präposition.
78. Edelstein.
79. Fluß in Frankreich.
80. Mohammedanisches Religionsbuch.
81. Bezeichnung des Hundsterns.

## Silberträffel. Von O. Koch

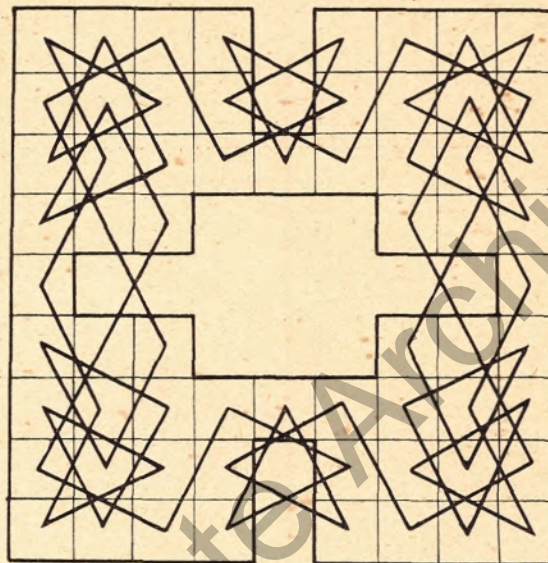
ba - bag - bin - ber - che - dad - de - e - eg - el - el - en - en - erb - feld - fun - ge - ge - ha - ha - i - kal - ter - ti - la - le - lin - mans - maul - mi - min - mu - mus - nau - ne - no - nungs - ost - ra - ra - rain - re - ri - ri - ru - rus - sa - sa - sä - schuk - se - selb - stu - span - ta - tai - ter - ter - tow - tre - ü - vü - wurf.

Aus obigen Silben sind 25 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben beide von oben nach unten gelesen, einen Denkspruch ergeben (h ist ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten: 1. Insel im Mittelmeer. 2. Biblischer Prophet. 3. Wasserpflanze. 4. Seebad. 5. Stadt in Albanien. 6. Naturereignis. 7. Landwirtschaftliches Gerät. 8. Gelände. 9. Insektenfresser. 10. Hülsenfrucht. 11. Japanische Sitte. 12. Edelstein. 13. Altes Adelsgeschlecht. 14. Vorsichtsmahregel in einer großen elektrischen Anlage. 15. Stadt am Main. 16. Zusammenkunft. 17. Stadt in Oberfranken. 18. Weiblicher Vorname. 19. Germanisches Volk. 20. Stadt an der Wolga. 21. Amerikanisches Harz. 22. Salbe. 23. Stadt am Tigris. 24. Werkzeug. 25. Zeitpunkt.

## Auflösung der Rätsel in Heft 11

### Rösselsprung



Erst verspottet, dann befehdet,  
Viel geschmäht in allen Landen,  
Hat er dennoch hohen Mutes  
Aufrecht stets und fest gestanden;  
Dann gehaßt und dann gefürchtet,  
Dann verehrt, geliebt, bewundert,  
Also steht er eine Säule,  
Überragend das Jahrhundert.

(Von Rud. Genée, „Dem Fürsten Bismard“.)

## Silberträffel

Das Zitat von Wilhelm Busch:

Das Gute, dieser Satz steht fest,  
Ist stets das Böse, was man läßt.

Die Wörter:

1. Disraeli; 2. Alopen; 3. Sujet; 4. Griffiths; 5. Universität; 6. Themse; 7. Euklit; 8. Demetrius; 9. Ismid; 10. Erna; 11. Semiramis; 12. Ejub; 13. Ramsö; 14. Salamis; 15. Agathe; 16. Teterow; 17. Pola; 18. Santos; 19. Totem; 20. Edda; 21. Houben; 22. Tiegel; 23. Fönä; 24. Gros; 25. Sahni; 26. Talent.

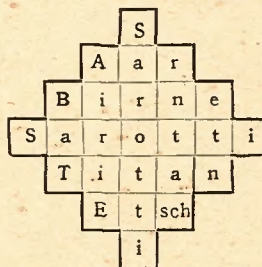
## Silberträffel

Von Julius Harras, Wattencheid

1. Arnold; 2. Navarra; 3. Sokrates; 4. Vergleich; 5. Amanda; 6. Tagesbefehl; 7. Eremit; 8. Ruine; 9. Landgraf; 10. Anemone; 11. Neusüdwales; 12. Diamant; 13. Adam; 14. Nervi; 15. Sonett; 16. Talmud; 17. Eiche; 18. Uri; 19. Raedern; 20. Elbe; 21. Sodom; 22. Christenverfolgung; 23. Lama; 24. Italien; 25. Eminenz; 26. Saline; 27. Zimmermann; 28. Deborah; 29. Ilse; 30. Cistercienser; 31. Horaz; 32. Attrappe; 33. Neunkirchen.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

## Diamanträffel



Fluß in der Schweiz

Frucht

Schokoladenfirma

Männliche Person

Fluß

Richtige Lösungen sandten ein:

Mathias Rüttgers, Düsseldorf; Arthur Taubhorn, Dortmund; Union; Heinr. Langner, Höntrup.

## Büchermarkt

**Die Zellulosefabrikation (Zellstofffabrikation).** Technischer Teil. Zugleich Ergänzungsband zu Schubert, Zellulosefabrikation. 4. Aufl. Mit 119 Abb. im Text und 5 Tafeln. Von Fritz Hoyer, Rötten-Anhalt, beratender Ingenieur am Friedrichs-Polytechnikum in Rötten. 1926. Brosch. 8 Mk. Berlin W., Verlag von M. Reayn.

Die bisher bekannten Ausführungen über die Geschichte der Zellstoff-Fabrikation behandeln in der Hauptsache den chemischen Teil, und diese sollen durch die vorliegende Schrift eine Ergänzung erfahren, die dem Standpunkt des Ingenieurs gerecht wird. Der Verfasser hat sich bemüht, auf dem technischen Gebiet in gedrängter Form das Wichtigste zu bringen. Die Abbildungen und Zeichnungen unterstützen seine Darlegungen aufs beste.

**Über die Festigkeitsbedingungen.** Ein Beitrag zur Lösung der Frage der zulässigen Anstrengungen der Konstruktionsmaterialien. Von Regierungsbaumeister Prof. Dr.-Ing. Sandel. Leipzig 1925. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 4,65 Mk.

Der Verfasser gibt in dem Buche eine kritische Zusammenstellung der bestehenden Theorien der Festigkeitsbedingungen. Die bislang herrschende Theorie der Festigkeitsbedingungen ist deshalb umstritten, weil die Erfahrungstatsachen ihr nicht durchweg entsprechen. Der Ingenieur hat darum die Kenntnis der Gesetzmäßigkeit der Umstände anzustreben, unter denen eine bleibende Deformation oder Bruch der Konstruktionsmaterialien eintritt. Auf Grund dieser Erkenntnis ist er imstande, die Grenzen festzulegen, in denen die Anlässe zur Verursachung der erwähnten Grenzzustände bleiben müssen.

**Technische Fachbücher.** Die Hauptgebiete der Technik in grundlegenden Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Dipl.-Ing. Arnold Meyer, München. Bearbeitet von Dipl.-Ing. E. Aron-Berlin; Prof. H. Dubbel-Berlin; Dr.-Ing. R. Geisler-Berlin; Reg.-Bauführer a. D. Otto Heinrich-Berlin; Dr.-Ing. G. Karraf-Berlin; Dipl.-Ing. Franz Loewen-Heidelberg; Dr. Heinrich Loewen-Duisburg; Dipl.-Ing. Arnold Meyer-München; Dr. Theodor Meyer-Berlin; Dipl.-Ing. H. R. Müller-Berlin; Dipl.-Ing. Walter Speißer-Berlin; Dipl.-Ing. Paul Wolfram-Berlin; Dr. W. Zistler-München u. a. Verlag C. W. Kreidel, München. Preis eines jeden Bandes 2,25 Mk. 1. Die Wasserkraft. 2. Die Wirkungsweise der Verbrennungsmotoren. 3. Der elektrische Strom (Gleichstrom). Es handelt sich hier um allgemeinverständliche Darstellungen, die jedem Facharbeiter gute Dienste leisten können.

**Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie.** Jahrbuch des Vereins deutscher Ingenieure. Herausgegeben von Conrad Matschoß. 15. Band. Großoktav, VI/306 Seiten mit 146 Abbildungen und 20 Bildnissen. Berlin 1925. V.-D.-I.-Verlag, G. m. b. H., Berlin. Preis in Ganzleinen gebunden 25 R.-Mk., für V.-D.-I.-Mitglieder 22,50 R.-Mk.

Eine große Zahl von Denkschriften und Büchern ist zu der Jahrtausendfeier der Rheinlande erschienen; Geschichte und Kunst stehen hier an erster Stelle; der Technik und Industrie, die heute in den Rheinlanden eine so überragende Rolle spielen, ist meist nur wenig gedacht. Doch auch der deutsche Ingenieur will in der Reihe derer, die ein Zeugnis von der Kraft und der Zugehörigkeit der Rheinlande zum Deutschen Reich ablegen wollen, nicht fehlen, auch er will davon Kunde geben, wie nicht nur heute, sondern schon seit vielen Jahrhunderten der deutsche Techniker seine ganze Kraft darangesetzt hat, um dem an Naturgütern so unendlich reichen rheinischen Land die Stellung und Bedeutung im deutschen Wirtschaftsleben zu geben, die es heute hat. Aus diesem Gedanken heraus hat der Verein deutscher Ingenieure sein diesjähriges technisch-geschichtliches Jahrbuch ausschließlich dem Rheinland gewidmet. Wer sich also über die geschichtliche Entwicklung der rheinischen Industrie unterrichten will, findet in diesem Bande kurze, aber trefflich geschriebene Abhandlungen über die Hauptindustriezweige.

**Fachadreßbuch, Erstes, der gesamten wärme- und feuerungstechnischen Industrie.** Ausgabe 1925/26. Ganzl. 15 Mk. Industrie-Verlag Carl Haenchen, Halle a. d. S.

In genauer Ordnung und übersichtlicher Darstellung gibt dieses Buch über alles Wissenswerte auf diesem Gebiet rasche Auskunft.

**Die Wellentelegraphie und Wellentelephonie.** Lehrbuch für Real-, Mittel-, Fortbildungs- und Berufsschulen sowie verwandte Lehranstalten. Von M. G. Weinholz. Mit 116 Figuren im Text und 4 farbigen Tafeln. Oktav. 132 Seiten. 1926. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. Kart. 3,40 Mk.

Der vorliegende Band kann als erstes Lehrbuch für Real-, Mittel-, Fortbildungs- und Berufsschulen sowie verwandte Lehranstalten angesprochen werden, das in der praktischen Schularbeit entstanden ist und in vollstümlicher Weise die technischen Probleme des Funkwesens erörtert. Die Darstellung ist so leicht verständlich und der gesamte Inhalt so übersichtlich angeordnet, daß sich selbst der unerfahrenste Schüler oder Funkfreund völlige Klarheit verschaffen kann. Die Sprache ist weniger belehrend als vielleicht unterhaltend, wodurch das Interesse bis zum Ende lebendig gehalten werden soll. Alle Schallfiguren zeichnen sich infolge des verschiedenartigen Druckes der einzelnen Elemente durch besondere Deutlichkeit aus. Dadurch, daß der Verfasser bei seinen Lesern keinerlei fachwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzen will, wird das Büchlein im wahrsten Sinne zu einem Volksbuch.

**Mansfeld, Gedächtnisschrift zum 725jährigen Bestehen des Mansfeld-Konzerns,** verfaßt von Dr. Walter Hoffmann, o. Prof. für Volks- und Staatswirtschaftslehre an der Bergakademie Freiberg i. Sa. 1200—1925. Herausgegeben im Auftrag der Mansfeld A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb Eisleben und der Mansfelder Metallhandel A.-G. Berlin. Carlsteins Biographischer Verlag, Berlin.

Ein prachtvoll, technisch vorzüglich ausgeführtes Werk gibt uns eine anschauliche Darstellung dieses alten Bergbaues. Die Abbildungen geschichtlicher und neuerer Art machen das Buch besonders wertvoll.

**Business.** 16 Lehrsätze vom Geschäftserfolg. Von Herbert A. Casson. 1926. Brosch. 4 Mk., in Leinen 5 Mk. Josef Singer Verlag, A.-G., Leipzig.

Sechzehn unbestrittene Wahrheiten in kurzen Lehrsätzen in möglichst einfacher Sprache. Ein anerkannter Meister kündigt die Lehre, wie man mit dem geringsten Aufwand an Zeit und Kraft die größten Erfolge erzielen kann. Sie behandeln das Geschäft nicht, wie es sein könnte oder sein sollte, sondern wie es ist. Sie haben nichts mit abstrakten Idealen oder mit Nationalökonomie gemein.

**Zweckmäßige Angestellten-Auswahl.** Ein charakterologischer Beitrag für vernünftige Menschenwirtschaft. 1925. Ihanor-Verlag (Carl E. Krug, Leipzig, Kohlgartenstr. 20).

Der Zweck der Broschüre ist, auf den Wert der praktischen Menschenkenntnis hinzuweisen, deren Erkenntnis eine Wandlung zu vernünftiger Menschenwirtschaft herbeizuführen vermag.

**Rosmos, Handweiser für Naturfreunde.** Rosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Francksche Verlagshandlung, Stuttgart.

Für 60 Pfg. im Monat bietet der Rosmos eine ungeahnte Fülle der Unterhaltung und Belehrung, wie auch Heft 1 des 23. Jahrg. (1926) wiederum beweist.

**Selb gegen Weiß.** Aus dem Freiheitskampf Asiens. Von Erich von Salzmänn. Mit 56 Abb. und 1 Kartenstizze. Auf bestem holzfreiem Papier in Halbleinen gebunden 9,50 Mk. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Revolutionen allüberall! Eine Welle umstürzlerischer Gedanken geht über die ganze Welt. Sie hat die braunen und gelben Völker Asiens ebenso erfasst wie die Europäer. Die nächsten Jahrzehnte werden unter dem Zeichen des Freiheitskampfes der gelben Völker gegen die drückende Vormachtstellung der weißen Rasse stehen. Wie sich dieser Freiheitskampf entwickelt, zeigt uns Erich von Salzmänn in seinem

soeben bei Brockhaus erscheinenden Werk „Selb gegen Weiß. Aus dem Freiheitstempel Ostiens“. Nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland führte ihn sein Weg wieder hinaus, zunächst nach Ägypten, dann nach Palästina, wo Juden aus aller Welt mit amerikanischem und englischem Kapital einen neuen Staat aufbauen. Salzmann versteht zu reisen und ist ein scharfer Beobachter. Den führenden Schichten unseres Volkes und überhaupt jedem Gebildeten können wir diese Art Schriften gegenwärtig nicht dringend genug empfehlen, wenngleich der Herausgeber dieser Zeitschrift als genauer Kenner Ostiens vor einer Überschätzung der angeblichen „Selben Gefahr“ sehr warnen möchte.

**Das geheimnisvolle Arabien. Entdeckungen und Abenteuer.** Von Sir Harry Philby. F. A. Brockhaus, Leipzig. Zwei Bände mit über 700 Seiten, 71 Abbildungen nach Photographien des Verfassers, 2 Bildnissen in Kupferdruck und mehreren Karten. In Ganzleinen gebunden 30 Mk.

Ein neuer Stern erster Größe ist am dunklen politischen Himmel seit kurzem aufgetaucht. In letzter Zeit häufen sich die Telegramme über die panarabische Bewegung, die von Marokko bis Mesopotamien die Gemüter erfasst hat, und die vor allem in Arabien im Höhepunkt der Entwicklung steht. Immer ist es Ibn Saud, der Herrscher der Wahhabi, der in den täglich einlaufenden Telegrammen genannt wird, und immer größer sind die Erfolge, die die Wahhabi in Arabien unter seiner entschlossenen Führung erringen. In seiner Hand sind die heiligsten Stätten des Islam. Seine Automobilkarawanen stehen in Fühlung mit den aufständigen Drusen in Syrien. Wer ist dieser Ibn Saud, der es wagen darf, den größten Kriegsmächten Trost zu bieten? Seine Person ist in Deutschland fast unbekannt. Zum ersten Male wird sie in aller Ausführlichkeit in dem zweibändigen Werk geschildert, das unter dem Titel „Das geheimnisvolle Arabien“ erschienen ist und den englischen Diplomaten Sir Harry Philby zum Verfasser hat. Man erfährt aus dem Buche nicht nur, wie Ibn Saud zu der beherrschenden Persönlichkeit werden konnte, sondern auch, auf welch eigenartigem Boden er erwachsen ist. Diese Wahhabi, die Bewohner Mittelarabiens, sind ein echtes Wüstenvolk, das fanatisch an seinem strengen Puritanerglauben hängt. Philby hat es verstanden, das Vertrauen Ibn Sauds zu gewinnen, und er konnte, gedeckt durch den Herrscher, seine Reisen kreuz und quer durch Arabien trotz des stets wachen Misstrauens der Bevölkerung ausführen. Nicht mit Unrecht hat man Ibn Saud den Napoleon Arabiens genannt. Wir werden von ihm wohl noch mehr zu hören bekommen, wenn nicht der Meuchelmord, der auch in Arabien herrscht, ihn wie viele seiner Vorgänger beseitigt. Nach der eingehenden Schilderung Philbys ist Ibn Saud eine körperlich und geistig hervorragende Erscheinung. Sein Bild schmückt in prächtigem Kupferdruck den ersten Band. Philby schreibt: „Ich brauchte nicht lange, um darüber klar zu werden, daß Ibn Saud ein Mann von unerschöpflicher Energie war, der die Angelegenheiten seines Staates allen andern Rücksichten voranstellte, und bei deren Ordnung er weder sich selbst noch seine Untergebenen schonte. Mit einem prächtigen Körper und einem von Arabern nur selten erreichten Wuchs ausgestattet — er ist ungefähr ein Meter neunzig Zentimeter groß und sieht infolge der einfachen, fließenden Gewänder, die er bevorzugt, beträchtlich größer aus — begnügt er sich mit nur wenig Stunden des Schlafs, vielleicht vier des Nachts und zwei untertags, und er gönnt sich nicht mehr Erholung, als die Ansprüche an seine Zeit zulassen. Im übrigen beobachtet er pünktlich die vorgeschriebenen Gebetsstunden, dagegen ist er in bezug auf Mahlzeiten etwas unregelmäßig; die andern Stunden werden vollauf beansprucht von den Pflichten, die ihm als Herrscher des Landes obliegen, und von der Verwaltung seines Haushalts, an dem er stets den lebhaftesten persönlichen Anteil nimmt, eingedenk vielleicht der Erfahrung seiner Vorgänger, die ihn gelehrt hat, daß ein Monarch, der auch ein Hausvater in großem Maßstabe ist, nicht ungestraft die Pflege enger persönlicher Beziehungen zu den Mitgliedern seiner eigenen Familie vernachlässigen darf. Ich war als Abgesandter meiner Regierung zu ihm gekommen mit Anweisungen, verschiedene Angelegenheiten mit ihm zu besprechen und über die Lage in Mittelarabien mit Bezug auf den Krieg zu berichten. Man hoffte, daß er vielleicht zu bewegen wäre, an diesem größeren Anteil zu nehmen als bisher. Ibn Saud, der sich seiner Kraft, uns zu unterstützen, bewußt und auch dazu bereit war, hatte rasch die Vorteile erfaßt, die ihm selbst aus einer Politik des Zusammengehens mit uns erwachsen könnten. Diese Vorteile waren die Befestigung seiner eigenen Stellung gegenüber seinen Nachbarn und die finanzielle Unterstützung seitens der britischen Regierung, deren er sehr zur zweckmäßigen Entwicklung seines Landes bedurfte, das noch immer die Spuren einer langen Zeit der Anarchie und Zwietracht aufwies.“ Offenbar hat es aber England in der letzten Zeit für nützlich gehalten, Ibn Saud fallen zu lassen. Wir vermögen nicht zu beurteilen, was die Triebfedern zu diesem Vorgehen gewesen sind, aber jedenfalls verdienen die Vorgänge in Arabien nicht nur, sondern in ganz Asien unsere volle Aufmerksamkeit.

**Von den Barbaren zu den Primitiven.** Von Hans Plischke. Die Naturvölker durch die Jahrhunderte. 120 S. 49 Abb. Geh. 4,50 Mk., Halbleinen 6,50 Mk. F. A. Brockhaus, Leipzig 1926.

Selbstüberschätzung unserer sogenannten „Kultur“völker hat jahrhundertlang zu einer hochmütigen Geringschätzung der Völker anderer Erdteile, sogar — unglaublich, aber wahr — unserer eigenen Vorfahren, der Germanen, geführt. Einen großen Teil der Schuld an dieser falschen und auch für uns schädlichen Beurteilung anderer Völker trägt die christliche Kirche, die stets alles, was ihr nicht rasch und unbedingt Gefolgschaft leistete, als Kinder des Teufels, als Ausgeburten der Hölle hinstellte, während Griechen und Römer den ihnen unbekannten Erscheinungen vorurteilslos in gerechter Beurteilung gegenübertraten. Im 18. Jahrhundert versiel man bei uns unter dem Einfluß der überspannten Gedanken Rousseaus in das Gegenteil, der Überschätzung der sogenannten Naturvölker. Das vorliegende Werk trägt stark zu einer richtigen und gerechten Beurteilung der sogenannten unzivilisierten Völker bei, was doch auch angesichts des Volkschlammes in unseren europäischen Großstädten nicht schwer fallen dürfte.

**Von Kunst und Künstlern.** Gedanken zu alten und neuen künstlerischen Fragen. Von Josef Kreitmaier S. J. Mit Titelbild und 48 Tafeln. Großoktav. X und 250 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand 10 Mk.

Dieses Buch ist aus unserer Zeit und aus den schwierigen Kunstproblemen, die in den letzten Jahrzehnten Rätsel auf Rätsel türmten, herausgewachsen. Ohne sich von der oft kritischen Bewunderung, die heute allem Neuen zu folgen pflegt, blenden zu lassen, hat der Verfasser mit aufmerksamem, prüfendem Auge alle Wege und Wandlungen der Kunst, die sie aus den Verstrickungen des Materialismus zum Seelischen, Geistigen führte, verfolgt und in leichtverständlicher Sprache zu schildern versucht. Eine sehr beachtenswerte psychologische Studie über den künstlerischen Menschen im Gegensatz zum praktischen und wissenschaftlichen leitet das Buch ein. Den Kern bilden die Kapitel, die der modernen Malerei von gestern und heute, dem Impressionismus und Expressionismus, gewidmet sind, ihren geschichtlichen Verlauf wie historische und seelische Grundlagen darlegen und die Wendung kennzeichnen, die in Zukunft die Kunst wohl nehmen wird. Auch die brennende Frage, inwieweit die neue Kunst der Kirche zu dienen vermag und inwieweit sich die Unzulänglichkeit der tra-

## Werbt fürs „Werk“

Wir bitten unsere verehrten Bezieher, insonderheit die alten Freunde der Zeitschrift, sich recht rührig für die Vergrößerung des Leserkreises einzusehen. Wem es gelingt, uns einen neuen Besteller zu werben, oder uns einen früheren Bezieher, der sich im Laufe des letzten Jahres aus wirtschaftlichen Bedenken heraus zur vorübergehenden Abbestellung entschloß, für unsere Monatschrift wiederzugewinnen, so daß er „Das Werk“ für den neuen Jahrgang VI bestellt, erhält von uns als Werbegabe einen recht geschmackvollen Vierfarbendruck (Industriebild) auf Hochglanzpapier, geeignet zum Einrahmen, kostenlos zugesandt. Benutzen Sie bitte die diesem Heft beigelegte Bestellkarte und vergessen Sie nicht den Vermerk „Neu geworden durch...“ auszufüllen.

## Werbt fürs „Werk“

Die Schriftleitung

ditionellen erwiesen hat, wird eingehend geprüft, ebenso die dem heutigen Libertinismus, aber auch ungesunder Prüderie gegenüber wichtige Frage der Freiheit der Kunst und ihrer naturgegebenen Schranken. Kreitmaier ist ein gewandter Stilist, und er erweist sich als Mann von Sachkenntnis und gutem Geschmack.

**Euphorion.** Zeitschrift für deutsche Literatur. Begründet von August Sauer. Herausgegeben von Josef Nadler, August Sauer und Georg Stefansky. Jährlich ein Band (28 Mt.) zu vier Hefen (je 7,50 Mt.).

Die führende Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“, die bisher in einem Wiener Verlag erschienen ist, wird mit ihrem 27. Bande vom 1. Januar 1926 ab bei der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheinen. Sie wurde vor mehr als 30 Jahren begründet von Hofrat Dr. August Sauer, ord. Professor für deutsche Literatur und Sprache an der Deutschen Universität in Prag, der kürzlich unter großen Ehrungen seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Die Zeitschrift ist für den Kreis unserer Gebildeten sehr wertvoll.

**Erzählungen eines Droschkentutschers.** Von August Blanche. Hausschachbuch Band 48. Preis 1,50 Mt. 149 Seiten. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, R.-G., München.

Das Freundschaftsverhältnis, in dem Schweden und Deutschland miteinander stehen, bringt es mit sich, daß die beiden Völker sich auch gegenseitig in ihre Literaturen einleben. Zu den glänzendsten Erscheinungen der älteren schwedischen Literatur gehört August Blanche, dessen „Erzählungen eines Droschkentutschers“ in einer Weise schwedisches Volksgut geworden sind, wie wir in Deutschland es kaum von einem Buch erlebt haben.

**Das Tor.** „Die Witwe.“ Novelle von Ernst Thrasolt, Kl. 8°, 63 Seiten. „Teufelsgezeiten.“ Von Leo Sternberg, Kl. 8°, 69 Seiten. „Die Ungarn.“ Geschichtliche Novelle von Hans Freiherr von Hammerstein. Kl. 8°, 72 Seiten. „Kunst.“ Von Albert Otto Rüst, Kl. 8°, 67 Seiten. Preis pro Bändchen in Leinen 1,50 Mt., in Leder 2,50 Mt. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, R.-G., München.

Die vornehme Miniaturbucherei „Das Tor“, die sich mit kleinen Meisterwerken erster Dichter der Gegenwart so verheißungsvoll und zielsicher einführte, bestärkt ihre hohe Bedeutung auch mit den drei neuesten Bändchen. „Die Witwe“ von Ernst Thrasolt, „Teufelsgezeiten“ des rheinischen Lyrikers Leo Sternberg und „Die Ungarn“ des österreichischen Schriftstellers Hans von Hammerstein sind jedes für sich ein Meisterwerk der Erzählungskunst.

**Das Rosenwunder.** Ein deutscher Roman. Der erste Teil der Karl-Sand-Trilogie. 21.—26. Tausend. 420 Seiten. Broschiert 5,50 Mt., Ganzleinen 7,50 Mt.

**Deutsche Passion.** Zweiter Teil einer Karl-Sand-Trilogie, deren erster Teil „Das Rosenwunder“ ist. 512 Seiten. Brosch. 6 Mt., Ganzleinen 8 Mt. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, R.-G., München.

Als eine Schriftstellerin von hervorragender Begabung erweist sich die österreichische Baronin Enrica v. Handel-Mazzetti. In diesen Schöpfungen entwirft sie ein großartiges Zeitbild des politisch, geistig und religiös gärenden Deutschland vor hundert Jahren, das durch die Ermordung Kokebues durch den Burschenschaftler Sand wie von einer glühenden Fadel beleuchtet wird.

**Deutsches Recht und andere Gedichte.**

In diesen Schöpfungen erweist Enrica v. Handel-Mazzetti ihre Meisterschaft als Dichterin der Liebe.

**Das Inseltschiff,**

eine Zeitschrift für die Freunde des Inselverlages ist auch in diesem 1. Heft des 7. Jahrgangs reich an Anregungen.

**Der Kleine Brockhaus, Handbuch des Wissens in einem Band.** In Halbleinen geb. Mt. 23.—, in Halbfanz geb. Mt. 30.—, in Lieferungen bezogen: jede Lieferung Mt. 2.10.

Wer lacht da nicht, wenn er Frau Neureich auf die Frage, wie ihr ein Streichquartett am Abend gefallen hätte, antworten hört: „Die haben ganz gut gespielt, aber es ging furchtbar ärmlich her. Da hätte man wahrhaftig mehr Personal anstellen können. Denken Sie, es waren nur vier Mann!“ Und doch sollte uns diese Antwort zu denken geben: manche von uns laufen täglich an Dingen vorbei, lesen täglich von Sachen, über deren Sinn, Zweck und Ursprung sie sich nicht klar sind! Weiß jeder von uns, was eine Kommanditgesellschaft, ein Blankowechsel ist? Wissen wir, was die vielen Signale an der Bahnlinie bedeuten? Und doch hat man es uns heute so leicht gemacht, all dem Wissen und Wirken, das um uns ist, auf den Grund zu gehen. Der bekannte Leipziger Verlag F. A. Brockhaus hat uns mit einem neuen Werk beglückt, das kurz und bündig alles beantwortet, was jeder rasch bei seiner täglichen Arbeit, bei privater Beschäftigung, beim Studium, bei der Lektüre wissen möchte. „Der Kleine Brockhaus, Handbuch des Wissens in einem Band“ nennt es sich und ist für alle die bestimmt, die nicht in der Lage sind, seinen größeren Bruder, den Neuen Brockhaus in vier Bänden, anzuschaffen. Denn der Preis des einbändigen Werkes ist so gehalten, daß sein Besitz einem jeden möglich ist. Für 23 Mark — das ist eine Kiste Zigarren oder ein Gänsebraten oder ein neuer Hut — kann man den Kleinen Brockhaus im vornehmen Halbleinenband erstehen.

### Inhaltsverzeichnis.

Heft 12 (V. Jahrgang, März 1926): Die Sicherung der Eisenbahnen. Von W. Beder, Siemensstadt. II. Teil. Mit 8 Abb. S. 1 bis 4. — Zur Geschichte der deutschen Drahtwalzwerke. Von H. F. Thomé, Werdohl i. Westf. Mit 4 Abb. S. 4 bis 7. — Die Ausfuhr von Nationalvermögen. Von Prof. Dr. Ernst Schulze, Leipzig. S. 7 u. 8. — Denkprüche. S. 8. — Burgtor Friedberg in Hessen. Radierung von Thella Dietrich-Wrede. Kunstdruck zwischen S. 8 u. 9. — Die Tuberkulose und ihre Bedeutung für die Volksgesundheit. S. 9 bis 13. — Die drei Freier. Erzählung von Levin Schücking. Schluß. S. 14 bis 19. — Der Flugmotor. Gedicht von Otto Ludwig. S. 15. — Friedrich der Große. Holzschnitt von Menzel. Bild. S. 17. — Denkpruch von Fontane. S. 19. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. Düsseldorf. S. 20 u. 21. — Humoristisches. S. 21. — Dortmund. S. 21 bis 23. — Dreistädte-theater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. S. 23 u. 24. — Ausstellung Tiroler Künstler in Düsseldorf. S. 24. — Werdohl. S. 24. — Vermögensauseinandersetzung mit den Hohenzollern. S. 25. — Gründung der Stadt Hamm. S. 25. — Franz v. Sickingen. S. 25 u. 26. — Ferdinand v. Schill. S. 26. — Karl der Kühne. S. 26. — Die Italiener in Abessinien. S. 26. — Rabe und Fuchs. S. 26. — Musiker-Anekdote. S. 26. — Groß und klein. S. 27. — Wer ist der Dumme? S. 27. — Wie

alt ist das Menschengeschlecht? S. 27. — Zur Beachtung für Auswanderungslustige. S. 27. — Bessere Absatzmöglichkeiten für Maschinen. S. 28. — Königsberger Frühjahrsmesse. S. 28. — Gesolei. S. 28. — Zeitschrift „Das Werk“. S. 28. — Technische Sedentage für März. S. 28. — In der Dutachschlucht. Mit 5 Abb. S. 29 u. 30. — Floßfahrt und Wanderung im bolivianischen Urwald. Von Erland Nordenfjöld. S. 30 u. 31. — Elche. Von Heinz Oskar Schönhoff. Mit 1 Abb. S. 31 u. 32. — Denkprüche. S. 32. — Die deutschen Rastlervorkommen und ihre Ausfischung. Mit 4 Abb. S. 33 u. 34. — Die Stadt der bunten Häuser: Stein a. Rh. Von R. Halby. Mit 10 Abb. S. 34 bis 37. — Denkpruch. S. 37. — Von Berlin nach Kiel im Luward-Doppeltakt. Von Dipl.-Ing. Rahing. Mit 4 Abb. S. 38 bis 41. — Deutsche Turnerschaft im Jahre 1925. S. 41. — Das 6. Berliner Hallensportfest der Deutschen Turnerschaft. S. 41. — Hallensportfest des Turnkreises VIIa. S. 42 u. 43. — Automobilsport. S. 43. — Turnerschaft beim Reichspräsidenten. S. 43. — Reichskanzler Dr. Luther über das Turnen. S. 43. — Grundlage unseres heutigen Jugendwanderns. S. 43. — Wandervogel — geistige Mobilmachung. S. 43 u. 44. — Jugendburg Freusburg an der Sieg. S. 44. — Schach. S. 44. — Rätsel. S. 45. — Büchermarkt. S. 46 bis 48.

Herausgeber: Siemens-Rheinische-Schuckert-Union, G. m. b. H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: i. V. von Mecus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schuckert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.